Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 52 — Marburg i. H., den 28. Dezember — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Rechenschaft — Die Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg: 1. Ein Wort über die Konferenz und an die Konferenz; 2. Ein Bericht — Der letzte Lehrprozeß im neunzehnten Jahrhundert — Erinnerung an Siebenbürgen — Gegen den Strom. Von einem Oesterreicher — Bemerkungen zu dem Satze Habermanns, daß der Landpfarrer Landwirtschaft treiben sollte — Selbstanzeigen: Ueber Offenbarung und Wunder (Keßler); Albrecht Ritschl und seine Schüler (Wendland); Schriften von Professor D. Eberhard Nestle in Maulbronn; Ein Band der Geister (Romundt) — Verschiedenes: Noch einmal Krogh-Tonning; Die Feuerbestattung in der Hannoverschen Landessynode; Nachwort zu unsern Artikeln über die Bewegung in Oesterreich; Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte (Evers); Kleine Mitteilungen der Redaktion — Jahres-Schluß. Gedicht — Anzeigen auf der letzten Seite des Jahresregisters

Rechenschaft

So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Röm. 14, 12.

Es thut sehr gut, wenn man des Abends nach vollbrachtem Tage Tersteegens Lied sich durch die Seele gehen läßt:

Ein Tag, der sagts dem andern,
Mein Leben ist ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne —
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit!

Und es thut gut, wenn wir zum Jahreswechsel und Jahrhundertwechsel zwiefach dieser Empfindung in unserm Herzen Raum geben. Merkwürdig genug, daß sie in unsern Gesangbuchliedern zum Neujahr so wenig wiederklingt! In den Predigten wird sie es gewiß um so mehr. Ist doch die Schrift auch voll von der Erfahrung, wie unsre Jahre dahinfahren — einem Strom, einer fest durchschlafnen Nacht, ja einem Geschwätz vergleichbar!

Aber ein Christ bleibt nicht lange bei diesem Eindruck stehn. Weder schwelgt er in dem schmerzlichen Genusse dieses ungeheuern Schauspiels der Alles und sich selber mit verzehrenden Zeit, noch schüttelt er ihn leichtlebig ab, des Neuen schon gewärtig, das der nächste Augenblick bringt. Dem Christen wird eine solche Betrachtung alsbald Gewissenssache:

Herr, es ist von meinem Leben
Wiederum ein Tag dahin —
Lehre mich nun Achtung geben,
Ob ich fromm gewesen bin. . . . . . .

„So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben."

Lassen wir uns nicht betäuben durch viel hohe Worte, die in diesen Tagen der vermeintlichen Jahrhundertswende gemacht werden, oder die wir gar selber machen. Daß wir uns vor die hohe heilige Majestät des Sittengesetzes stellen, das über aller Zeit waltet, das sei unser geistiger und unbefleckter Gottesdienst. Und wenn wir als Christen wissen, daß hinter dem heiligen Gotteswillen ein Herz schlägt, das auch Sünde vergiebt, Reue annimmt, zu einem neuen Anfang hilft, statt uns zu zermalmen uns mit übermenschlicher göttlicher Liebe emporhebt: dann gehen wir wahrhaft gehoben und gesegnet hinein in den neuen Tag, der morgen kommt! Denn das ist ein seliger Mensch, der für sich selbst zur rechten Stunde diesem Gott Rechenschaft giebt.

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Er ist allein heilig. Wenn erst seine Urteile offenbar werden (Offenb. Joh. 15, 4), dann werden alle Heiden kommen und anbeten vor Ihm. R

Die Kirchlich-Theologische Konferenz für die Provinz Brandenburg

1. Ein Wort über die Konferenz und an die Konferenz

Am 15. November fand in Berlin im großen Saale des Architektenhauses die erste öffentliche Sitzung der neubegründeten Kirchlich-Theologischen Konferenz statt, deren Werk „nicht die Gründung einer neuen kirchlichen Partei noch ein lediglich akademischer Gedankenaustausch, sondern die Pflege der Gesinnungsgemeinschaft und die gegenseitige Verständigung solcher Theologen und Nichttheologen sein soll, welche das Heil unsers Volkes allein in dem geschichtlichen Evangelium von Jesus Christus suchen, die Freiheit der theologischen Wissenschaft hochhalten und des Glaubens leben, daß die freie Forschung und das Evangelium in keinem Gegensatze zu einander stehen sondern sich im letzten Grunde gegenseitig nur fördern können."

Die Konferenz wird zweimal im Jahre in Berlin zusammenkommen. Eine Versammlung im Herbst, die einen halben Tag in Anspruch nehmen soll, wird stets praktisch-kirchlichen Fragen gewidmet sein. Eine mehrtägige Frühjahrversammlung soll dagegen wissenschaftliche Vorträge und Besprechungen bringen, um vor allem Pastoren, aber auch Nichttheologen mit den Fortschritten und Resultaten der Theologie bekannt zu machen.

Die hier zu besprechende erste Versammlung hatte die Aufgabe, in drei halbstündigen Referaten über die allgemeinen Grundsätze der neuen Vereinigung Rechenschaft zu geben. Die Themata waren für diesen Zweck vorzüglich ausgewählt. Sie lauteten: Der evangelische Glaube (Kaftan), Die evangelische Kirche (Scholz), Die evangelische Theologie (Harnack). Vielleicht darf man fragen, ob es sich nicht empfohlen hätte, trotz der Fülle des Gebotenen noch ein weiteres Referat über das gegenseitige Verhältnis der drei Größen geben zu lassen, weil dies Verhältnis noch weiter und eindringender hätte untersucht werden sollen, als es im Rahmen der einzelnen Themata geschehen konnte.

Die Zuhörerschaft setzte sich neben dem überwiegenden Stamm der ehemaligen „Freunde der Christlichen Welt," die in der stattlichen Zahl von hundert Mitgliedern der Konferenz formell beigetreten sind, aus sehr verschiednen Lagern zusammen. Pfarrer Lic. Weser und Superintendent a. D. Wegener repräsentirten die kirchliche Mittelpartei; auch Vertreter der Linken waren vorhanden, ja eine allerdings nur vereinzelte Stimme ließ sich vernehmen, die der Konferenz anempfahl, das Bekenntnis Luthers zu dem ihrigen zu machen, daß Jesus Christus „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren" sei, worauf Pastor Lic. Baltzer mit gutem Recht erwiderte, der Redner habe die Hauptsache fortgelassen, nämlich das „sei mein Herr." In dieser sozusagen gemischten Zusammensetzung der Konferenz lag ihr besondrer Reiz und,

wie wir glauben, auch ihre besondre Anziehung. Muß ihr doch daran gelegen sein, recht viele von solchen zu gewinnen, die noch das Bedürfnis innerer Auseinandersetzung und den Mut unabhängiger kirchlicher Gesinnung besitzen, ohne sich deswegen einer bestimmten Theologie verkaufen zu wollen. Daß aber die Konferenz nicht zum bloßen Sprechsaal werde, dafür dürfte unter den eigentümlichen Berliner Verhältnissen schon sehr bald und sehr reichlich gesorgt sein. — Den Vorsitz führte in vorzüglicher, jeder unliebsamen Spannung der Geister geschickt vorbeugender Weise Professor D. Freiherr von Soden.

Die Referenten hatten ihren Vorträgen Leitsätze zu Grunde gelegt, deren Wortlaut durch die Zeitungen, insbesondre Chronik der Christlichen Welt Nr. 48, bekannt geworden ist.*) Diese in sich geschlossenen, in ihren einzelnen Gliedern eng verbundnen Gedankenketten gewannen durch die gehaltvollen Ausführungen der Referenten farbiges Leben; völlig verstanden und in ihrer ganzen Bedeutung begriffen konnten freilich Thesen wie Vorträge nur von denen werden, die bereits ein inneres Verständnis für den durch unser kirchliches Leben gehenden Zwiespalt zwischen kirchlicher Ueberlieferung und wissenschaftlicher Erkenntnis, zwischen dogmatischem Gebundensein und freier evangelischer Glaubensüberzeugung besaßen, ihn wohl gar schon im persönlichen Leben erfahren hatten.

Wie weit das auch von den Harnackschen Ausführungen gilt, vermag ich leider nicht zu sagen, da ich zu meinem aufrichtigen Bedauern durch amtliche Pflichten verhindert war, seinem erst nach der Frühstückspause gehaltenen Vortrage beizuwohnen.

Es liegt mir als Laien natürlich fern, an den Leitsätzen Kritik zu üben; ich will daher nur gleichsam mit flüchtigen Federstrichen andeuten, daß ich in den Kaftanschen Thesen eine inhaltliche Bezeichnung dessen, was „evangelischer Glaube" in seinem Sinne ist, vermisse, und daß ich in allen Leitsätzen und Referaten vergeblich nach einem orientirenden Worte über die Stellung der evangelischen Kirche und der Theologie, die doch nicht nur geschichtliche Wissenschaft ist, zur Schrift gesucht habe. Auf einen Punkt der Thesen aber glaube ich etwas näher eingehen zu sollen, da er leicht zu einem Mißverständnisse Anlaß bieten könnte.

Wenn Professor Kaftan sagt, „die evangelische Gemeinde sei darauf angewiesen, ihren Glauben in einem inhaltlich feststehenden Bekenntnisse auszusprechen, an das sie in allen ihren Gliedern gebunden sei," und wenn dann Prediger Scholz in Uebereinstimmung damit sagt, die evangelische Kirche bedürfe einer genauen Umgrenzung dessen, was „reine Lehre" sei, so wird die Laienwelt bei diesen Worten — die Herren Theologen mögen ihr das verzeihen — den Kopf schütteln und darin weit eher einen Ruf nach neuen Fesseln als nach Befreiung erblicken. Wie? Ein Bekenntnis, an das alle „gebunden" sein sollen, die Starken und die Schwachen, die Fertigen und die Suchenden, auch die noch Zweifelnden und Ringenden? Thun wir nicht durch diese Forderung beinahe einen Schritt zurück? Oder haben wir denn nicht gerade ein derartiges Bekenntnis, und liegt nicht eben in der mehr oder weniger festen Bindung an dasselbe die Schwierigkeit des Problems?

Bei dieser Frage sehe ich freilich die Zünftigen lächeln und höre sie antworten: „Darum eben bedürfen wir einer neuen Formulirung des Bekenntnisses, oder, wie Prediger Scholz es ausdrückt, einer genauen Abgrenzung dessen, was reine Lehre ist, damit man unsrer Freiheit nicht aus allerlei Adiaphoris einen Strick dreht!" — Dagegen werden die Laien seufzend einwenden: Ist denn nicht durch den unseligen Streit über das, was „reine Lehre" ist — vom hoc est corpus meum an bis zur Osnabrücker Kontroverse — der Protestantismus in sich zerfallen, geschwächt worden und fast zu Grunde gegangen? Sollen diese Streitigkeiten wirklich in noch erweitertem Maße wieder beginnen? Wer in aller Welt soll denn Umfang und Grenzen der „reinen Lehre" feststellen, wer ihren Inhalt bestimmen? Etwa die Synoden oder gar das Hannöversche Konsistorium für Hannover, das

*) Ihrer Wiedergabe an dieser Stelle ziehen wir den Abdruck des kurzen Berichts über die Reden vor, der unter 2 folgt.

D H

Berliner für Brandenburg! Sollen wir uns nicht lieber mit aller Kraft der Ueberzeugung und mit dem Mute protestantischen Freiheitsdrangs bemühen, für Geistliche und Laien das Recht zu erwirken, die kirchlichen Symbole nur in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu erfassen und als Glaubenszeugnisse der christlichen Gemeinschaft und der Reformatoren zu würdigen und festzuhalten? Giebt uns das nicht größere Freiheit als eine genaue Umgrenzung dessen, was reine Lehre ist, und als die Verdichtung dieser „reinen Lehre" zu einem Bekenntnisse, an das alle Glieder der Kirche gebunden sein sollen?

Was mich selbst betrifft, so verstehe ich die Absichten der Referenten ganz wohl und stimme sachlich mit dem was sie erstreben, der Hauptsache nach überein; ich hätte aber wohl einen weniger mißverständlichen Ausdruck gewünscht und hätte etwa gesagt: „Die evangelische Gemeinde hat die Pflicht, ihren Glauben im Sinne eines persönlichen Ergreifens der in Jesu offenbarten Gnade und Liebe Gottes in den Mittelpunkt ihrer Verkündigung zu stellen und hat diesen Glauben in seiner durch keine wissenschaftliche Forschung antastbaren Eigenart gegen alles unevangelische Wesen zu verteidigen und zu schützen."

Daß keine kirchliche Gemeinschaft einen Ausdruck ihres religiösen Gemeinbewußtseins entbehren kann, und daß es hoch erfreulich wäre, wenn wir diesen Ausdruck nicht in einem erblich überkommenen, sondern in einem der Gemeinde lebendig entsprungnen Bekenntnisse finden könnten, an dem wahrer persönlich erfahrner Glaube gar nicht zweifeln könnte, weil es eben nur den Ausdruck dieses Glaubens enthielte und wissenschaftlicher Erkenntnis keine Schranke zöge — wer wollte das bestreiten? Aber wie weit sind wir davon entfernt, ein solches Bekenntnis zu erhalten — ja, wissen wir, ob es uns jemals zu teil werden wird? Sicherlich nicht jetzt! Nicht auf dem Wege heutiger Mehrheitsentscheidungen in Synoden und Konsistorien!

Was also bleibt uns für unsre Zeit zu thun?

Ich antworte: Arbeit! Geistige und praktische Arbeit nach zwei Richtungen hin.

Erstens: Vermehrte Bezeugung eignen persönlichen Glaubens und praktische Bethätigung evangelischer Gesinnung im Gemeinde- und im öffentlichen Leben;

zweitens: Förderung der theoretischen Erkenntnis dessen, was evangelischer Glaube im Vollsinne des Wortes ist, und allmähliche Erhebung dieser Erkenntnis zum Gemeinbewußtsein sowie zur Grundlage für praktische Kirchenpolitik.

Wird uns diese wichtige Arbeit gelingen? Ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ein Teil unsrer Theologen und Laien daran zweifelt, und daß der Ruf: „In der Form der heutigen Landeskirchen ist es unmöglich" nicht nur auf den Straßen, sondern auch in den Studierstuben gehört wird. — Dennoch warne ich die so Denkenden zur Vorsicht! Der Segen, in einer geschichtlich gewordnen Gemeinschaft zu stehen und in ihr wirken zu können, ist aller äußern Unbill zum Trotz ein großer; ein vorschnelles Heraustreten führt zur Sektenbildung oder zur Auflösung!

Derartigen pessimistischen Anschauungen gegenüber hat sich offenbar die Kirchlich-Theologische Konferenz eine hohe, segensreiche Aufgabe gestellt. Sie will und wird, wenn ich sie recht verstehe, im oben von mir dargelegten Sinne wirken und darf dabei, wenn sie sich selbst treu bleibt, auf reiches inneres Leben hoffen. Denn es geht thatsächlich ein Verlangen nach Wachstum an religiöser Erkenntnis, nach Ueberwindung des Gegensatzes zwischen freier Forschung und evangelischem Glauben durch unser Volk, und das Bestreben, zu einer einheitlichen, den ganzen innern Menschen befriedigenden religiösen Weltanschauung zu gelangen, ist vielleicht größer als jemals seit den Tagen der Reformation. Erst dann aber, wenn das Wesen echten, evangelischen Glaubens, der allein solche befriedigende religiöse Weltanschauung zu gewähren vermag, vom kirchlichen Gemeinbewußtsein erkannt, erfaßt und unentwegt festgehalten worden ist, wird es vielleicht möglich sein, diesen Glauben auch in der Form eines der religiösen Grundanschauung der Gemeinde entsprechenden Bekenntnisses auszusprechen.

Nobbe

2. Ein Bericht

Kaftan führte aus: Ueber den evangelischen Glauben erschöpfend zu sprechen, ist eine Aufgabe nicht von Stunden, sondern von Tagen und Wochen. Hier können nur die im gegenwärtigen Augenblick und für unsre Versammlung wichtigen und sie von andern kirchlichen Gruppen unterscheidenden Gesichtspunkte dargelegt werden. So stellen wir denn an die Spitze den Satz: Der evangelische Glaube ist nur da wirklich vorhanden, wo er die eigne persönliche Ueberzeugung des Gläubigen ist. Die pietätvolle Aneignung der Ueberlieferung ist eine bloße Vorstufe des Glaubens, die in der Erziehung wohl einen notwendigen Durchgangspunkt bildet, nimmermehr aber Ziel der Erziehung werden kann. Dieses ist vielmehr stets der eigne persönliche Glaube, der sich auf selbständige Erfahrung gründet. — Daraus folgt von selbst, daß in der evangelischen Kirche Alles auf den Inhalt des Glaubens ankommt. Anders ist es in der griechischen Kirche, wo der Glaube das ehrfurchtsvolle, demütige Sichbeugen unter die heilige Ueberlieferung ist, für das der Inhalt des Glaubens und der Lehre wesentlich gleichgiltig bleibt; anders auch in der römischen Kirche, wo der Wille, zu glauben, was die Kirche glaubt, die fides implicita, als ausreichend angesehen wird, der Inhalt des Glaubens also dem einzelnen Gläubigen zum großen Teil unbekannt sein kann. In der evangelischen Kirche ist der Inhalt des Glaubens die entscheidende Hauptsache, weil Glaube persönliches Erleben und persönliche Gewißheit eben von dem Glaubensinhalt ist. — Dennoch steht dieser Inhalt unabhängig vom Belieben des Einzelnen fest und wird auch von dem Gläubigen nicht erfunden. Vielmehr wird er als Offenbarung Gottes erlebt, die selbst erst den Glauben erzeugt. — Darum wird in der evangelischen Gemeinde stets das Bedürfnis wach bleiben und nach Befriedigung verlangen, den Glauben in einem, freilich nicht formell, sondern inhaltlich feststehenden und verpflichtenden Bekenntnis auszusprechen. Dies Bekenntnis soll nicht Glaubensgesetz, sondern wirkliche Bekundung des Glaubens sein, an die sich die Kirche und ihre Glieder gerne binden.

Damit sind nach zwei Seiten hin Grenzlinien gezogen: einerseits gegen Alle, die nur die Freiheit des eignen Glaubens betonen, andrerseits gegen Jeden, der ausschließlich die Autorität der Bekenntnisse vertritt. Vielmehr gilt es gerade, Beides mit und neben einander zur Geltung zu bringen. Die Ueberzeugung, daß das möglich sei, folgt aus der Art des evangelischen Glaubens und muß dem evangelischen Christen der leitende Gedanke in allem kirchlichen Handeln sein. —

Scholz fuhr fort: Die evangelische Kirche darf mit dankbarer Freude den sichtlichen Aufschwung ihres innerkirchlichen Lebens anerkennen. Auch in Berlin ist dieser Aufschwung spürbar, äußerlich gekennzeichnet durch die großen Kirchenbauten, die — entgegen dem wirtschaftlichen Gesetz — durch vermehrtes Angebot die Nachfrage gesteigert haben. Freilich ist damit noch nicht der Einfluß der Kirche auf das Volksganze und die Volkserziehung gesichert. Dies allgemeine Urteil bleibt bestehn, wenn man auch gerne anerkennt, daß Unkirchlichkeit nicht Unchristlichkeit ist und nicht in jedem Fall auf Mißachtung des Evangeliums beruht.

Heilmittel sind mancherlei vorgeschlagen worden. Zwei von ihnen, nämlich der engere Zusammenschluß kirchlicher Kreise und die Evangelisationsbestrebungen, sind aber nichts weiter als bloße Kennzeichen für die gefährdete Lage der Kirche. Sie werden uns nicht retten. Vielmehr gilt es, das Uebel bei der Wurzel anzufassen und folgende Forderungen mit aller Kraft zu vertreten:

1. Es muß eine genaue Umgrenzung dessen, was „reine Lehre" ist, geschaffen werden; d. h. der Inhalt dessen, was die Reformatoren unter dem Titel „reine Lehre" als grundlegend angesehen haben, nämlich das im Glauben zu ergreifende Evangelium, muß von seinen gedankenmäßigen Voraussetzungen und Folgerungen wie von seinen formellen Ausgestaltungen deutlich unterschieden werden. Denn das fortwährende Betonen dieser Außendinge ohne eine erkennbare Bestimmung ihrer Grenzen hat ebenso ein peinvolles persönliches Martyrium gerade zartfühlender Gewissen geschaffen, wie es den Glaubensinhalt selbst in gefährlicher Weise zu verdunkeln droht.

2. Es gilt, von dem „Recht" in der Kirche den richtigen Gebrauch zu machen. Ist auch Sohms These, jedes Kirchenrecht stehe im Widerspruch mit dem Wesen der Kirche, falsch, so ist doch stets die Gefahr da, daß Beides in Spannung tritt. Deshalb ist das Recht nur in dem Maße und nur in solcher Weise anzuwenden, daß das öffentliche Vertrauen zu den Dienern der Kirche dadurch keinen Schaden leidet.

So hat denn die evangelische Kirche keine Ursache, an ihrer gottgegebnen Mission zu zweifeln, wenn die Verkündigung des reinen Wortes Gottes in ihr Raum läßt für den Fortschritt der Erkenntnis und für ein innerliches Wachstum, und wenn zum andern der Gemeindegedanke in zeitgemäßer Weise betont und praktisch ausgebaut wird. —

Harnack begann mit dem Satze: Die evangelische Theologie ist die Wissenschaft von der christlichen Religion im Sinne einer freudigen Wertschätzung des Evangeliums und seiner durch die Reformation begründeten Erneuerung. Kraft ihrer Betrachtung und Erforschung des gesamten Christentums und durch ihre wissenschaftliche Methode ist die Theologie das intellektuelle Gewissen der evangelischen Kirche. Freilich „vorurteilsfrei" im Sinne einer interesselosen Beschäftigung mit der christlichen Religion ist sie nicht. Das „Ideal" einer solchen interesselosen Forschung läßt sich, wie die Erfahrung zeigt, diesem Gegenstand gegenüber nicht aufrecht erhalten. Von selbst entzündet sich an ihm eine freudige Wertschätzung des Objekts, und ohne eine solche ist wiederum ein tiefes Eindringen nicht möglich.

Die stets gleichbleibende Hauptaufgabe der Theologie ist mit den Worten „Wissenschaft von der christlichen Religion" vollständig umschrieben. Für die Gegenwart lassen sich aus ihr folgende Einzelaufgaben ableiten:

1. Die evangelische Theologie soll ihren im Prinzip von Allen anerkannten wissenschaftlichen Charakter gegen alle Angriffe von außen schützen. Sie hat ihn aber auch selbst dadurch zu bewähren, daß sie sich keiner neuen Auffassung der Dinge verschließt, die mit wissenschaftlichem Recht auftritt. Freilich braucht man das nicht zu stark zu betonen, eher sollte man vielleicht vor allzu raschem und enthusiastischem Eingehn auf Zeitströmungen warnen. Denn in den letzten Jahren ist die evangelische Theologie überall mit an der Spitze marschiert und hat alle Phasen der modernen Entwicklung überaus rasch mit durchgemacht.

2. Die Theologie soll geschichtliche Wissenschaft sein, aber der Geschichte nicht das letzte Wort lassen.

3. Sie soll wissen, daß sie es mit einem eigentümlichen Leben zu thun hat, und zwar mit dem allerhöchsten und zartesten Leben. Eben deshalb soll sie aber auch nicht vergessen, daß sie in das Geheimnis dieses Lebens selbst nicht eindringen kann. Nur der Dichter vermag in Aphorismen oder Liedern dies Leben nachzubilden und seine Tiefen ahnen zu lassen. Die Wissenschaft kann es nur an seinen Hervorbringungen beurteilen und erkennen; denn diese allein sind mit ihren Mitteln darstellbar.

4. Auch die Betrachtung des Christentums im Zusammenhang der allgemeinen Religionsgeschichte ist segensreich; nur darf die Vergleichung mit andern Religionen, zumal den niederen, nicht mechanisch sein. Nicht alles Gepinsel ist Kunst; nicht jede Schilderei darf man mit Raffael zusammenwerfen, um den Gattungsbegriff „Malkunst" zu suchen. Vergleichung kann auch verwirren.

5. Für das Verhältnis der Theologie zur Kirche gelte als Regel: Die Theologie soll sich nicht in die kirchlichen Kämpfe des Tags verstricken, aber jedem ernsten Christen, der durch Wahrheit zur Freiheit strebt, zur Seite stehn.

In der Debatte wurden, bei allgemeiner Zustimmung zu dem wesentlichen Inhalt der Referate, folgende wichtigen Punkte besprochen:

Es wurde gefordert, die Evangelisationsbestrebungen, wenn auch nicht als das, so doch als ein Heilmittel für die Schäden der Kirche anzuerkennen. — Gewarnt wurde vor einer Aufrollung der Bekenntnisfrage. Weder sei das Streben nach einem Bekenntnis überhaupt berechtigt, noch sei unsre Zeit befähigt und im Besitze von Organen, etwas Derartiges zu schaffen. — Ver-

langt wurde ein stärkeres Betonen der praktischen Arbeit, vor allem die Schaffung populärer Vortragsabende und populärer Bücher, in denen die Ergebnisse der theologischen Forschung, besonders auf historischem Gebiet, gebildeten Nichttheologen mitgeteilt werden sollen, zumal um sie für die Kirche zurück zu gewinnen und sie die rechte evangelische Auffassung vom Glauben zu lehren. Auch auf die besondre Schwierigkeit des Religionsunterrichts für die Lehrer und Lehrerinnen aller Art und auf deren berechtigtes Verlangen nach besserer und der Wissenschaft wirklich entsprechender Einführung in die Lehre und das geschichtliche Leben der Religion, über die sie unterrichten sollen, wurde hingewiesen. — Vermißt wurde, trotz Harnacks letzter These, ein genaueres Eingehn auf die Frage nach dem Verhältnis der Theologie zur Kirche. Diese Frage wurde indessen nicht näher behandelt, weil sie spätern Tagungen vorbehalten bleiben soll.*)

Der letzte Lehrprozeß im neunzehnten Jahrhundert

Treten wir der nunmehr auch kirchlich offiziellen Fiktion bei, daß mit dem 31. Dezember dieses Jahres das Jahrhundert zu Ende geht, so ist ohne Zweifel der Lehrprozeß gegen den Pastor Weingart in Osnabrück der letzte Lehrprozeß des neunzehnten Jahrhunderts. Mit einem grellen Mißton schließt dann das kirchliche Außenleben im evangelischen Deutschland diesen Abschnitt der Zeitrechnung nach Christi Geburt. Von unerledigtem Geisteskampf redet er, von Aufgaben, die endlich zur klaren Lösung gebracht werden müssen.

Wenn ich überwunden habe, was mir persönlich schmerzlich ist an diesem Prozeß und ihn ruhig überdenke, so muß ich sagen: es ist gut, daß er kam, denn er hat eine klare Lage geschaffen.

Ich lasse alle Einzelheiten heute bei Seite. Sie müssen ja auch einmal geprüft werden. Für das, was uns heute beschäftigen muß, ist es gleichgiltig, welches Maß von persönlicher Schuld den Pastor Weingart trifft. Ebenso wenig können wir uns heute dabei aufhalten, die schwierige Lage zu würdigen, in der die Herren vom Konsistorium sich befanden, nachdem der Prozeß einmal im Gange war. Es gilt den Kern der Sache.**)

Und der ist dieser. Die kirchliche Behörde geht von dem Irrtum aus, als ließe sich reine Lehre durch Rechtsspruch schützen. Dieser Irrtum ist in manchen Kreisen tief eingenistet. Er beruht auf einem Erb-Mißverständnis der Lutherschen Erkenntnis, daß in der Christenheit reine Lehre, lauteres Evangelium das Eine sei, worauf es ankommt. Zu dieser Erkenntnis bekennen wir uns von Herzen. Aber es ist ein alter Wahn, als ließe sich dieses Heiligtum, das uns in der evangelischen Kirche anvertraut ist, mit den Mitteln menschlicher Rechtssatzung fassen und durch menschliches Rechtsverfahren schützen.

Diesem Irrtum sind die Herren in Hannover gleichsam berufsmäßig verfallen. Sie haben sich gesagt: unser Beruf ist nun einmal, die Rechtsordnung der hannoverschen Landeskirche zu hüten. Welches diese Ordnung sei, ist klar. Sogar über das, was in Osnabrück als reine Lehre gilt, kann kein Zweifel sein, denn da besteht die revidirte (man denke!) Predigerordnung vom 26. November 1688 (!), wonach die Pfarrer geloben:

> ... reine und gesunde Lehre zu führen nach dem Corpore Doctrinae alter unveränderter Augsburgischer Konfession, wie die dero Römische Kayserl. Majstt. Carolo Quinto Hochseligstens Andenkens auf dem Reichstage zu Augsburg Anno 1530 überreicht worden, dazu wir und unsere Gemeine uns bekennen, in dem Vorstandt, wie sie in der darauf erfolgten Apologia, item Formula Concordiae Anno 1536 aufgerichtet, wie auch denen Schmalkadischen Articulen im Großen und Kleinen Catechismus Lutheri, dann auch in libro Concordiae ... ausgelegt und erklärt worden.

Klare Paragraphen geben ein klares Urteil. Mancher Jurist mag die Richter in Hannover beneiden, daß sie so deutlichen Rechtsgrund unter ihren Füßen hatten. Und so sei ihnen, Nachprüfung im Einzelnen vorbehalten, das Zugeständnis gerne gemacht, daß sie die Rechtsordnung der hannöverschen Landeskirche kräftig gewahrt haben gegen den Pastor Weingart.

Die Frage ist nur die, ob das genügte? In Rechtsfragen entscheidet der Buchstabe. Und in Glaubensfragen?

Wenn die Herren am grünen Tisch die Sache rein juristisch nehmen, sehen sie ohne Zweifel sich vor eine ziemlich leichte Entscheidung gestellt. Ob ihnen aber dabei wohl zu Mute war? Ob es insbesondre Theologen wie Düsterdieck und Uhlhorn gelang, die geistige Lage draußen in der evangelischen Kirche zu vergessen? Ob ihnen niemals in den Sinn kam, daß es vor Gott noch andre Güter giebt, die er auch ihnen mit anvertraute, als die Orthodoxie der hannöverschen Landeskirche?

Ich meine nicht die Wissenschaft. Die theologische Wissenschaft ist ein hohes Gut, und sie gedeiht nur in Freiheit und Freimut. Sie steht heute blühend da, und sie genießt trotz entgegenstehender Erfahrungen im Fall Häckel eine Achtung bei andern Fakultäten, wie seit der Emanzipation der Profanwissenschaft von der Herrschaft der Theologie nicht mehr. Oder ich will lieber sagen, sie ist im Begriff, sich diese Achtung immer völliger zu erringen. Ob das die Herren in Hannover nicht auch freut? Und wenn, ja woher kommt wohl dieses wachsende Ansehn der theologischen Arbeit?

Es wäre aber taktisch und sachlich ganz falsch, wollte man im Namen der Wissenschaft gegen das hannöversche Urteil protestiren. Das Urteil tastet sie ja gar nicht an! Was ist ihm die Wissenschaft? Es handelt sich einzig um die von Alters her wörtlich festgelegte Lehre der hannöverschen Landeskirche!

Nein, der ganze Widerspruch, den wir zu erheben haben gegen diesen Lehrprozeß, ist im Namen des Glaubens. Aufs äußerste müssen wir widerstehn dieser Handhabung des Rechts zum Schutze des reinen Evangeliums. Wahrlich, wäre ich ein Altgläubiger im Sinne unsrer Orthodoxie, ich schämte mich in tiefster Seele dieses Sieges. Denn wie die Dinge stehn und im Grunde immer gestanden haben, giebt es nur Einen Weg, in Glaubenssachen Wahrheit zu schützen und an den Tag zu bringen, das ist der Beweis des Geistes und der Kraft. Wo man statt dessen Rechtsprozesse einführt, ist das ein Zeichen von Schwäche und Ohnmacht. Die Besten unter unsern „Altgläubigen" — ich kenne solche Beste und Allerbeste und werde nie aufhören, sie und ihr Christentum zu verehren — verstehn, was ich eben gesagt habe. Wer es nicht versteht, denkt katholisch.

Mögen Rechtsordnungen sein auch zur Aufrechterhaltung des kirchlichen Wesens, man soll sie niemals so handhaben, daß der geistig-persönliche Charakter des evangelischen Glaubens und der evangelischen Predigt darüber Schaden leidet. Es ist eine Veräußerlichung des lutherischen Berufsgedankens, wenn die Herren Richter meinten, sie hätten nun einmal den Beruf, die Lehrordnung der hannöverschen Landeskirche zu schützen. Nein, sie hatten mit der ganzen Erkenntnis von dem, was evangelischer Glaube und evangelisches Zeugnis ist, zu fragen, unter welchen Bedingungen die auch in Hannover allein existiren können. Wahrhaftig, es kann Einem leid thun um das rechtlich geschützte Evangelium in Hannover in dieser Weihnachtszeit. Wer kann noch unterscheiden, was Zeugnis des vollen Herzens ist und was Gehorsam gegen die alte Lehrvorschrift? Müssen nicht schlichte Christen ebenso wie die Kinder der Welt den Eindruck nachhaltig mit hinwegnehmen von diesem Lehrprozeß, auch der evangelische Glaube sei ein gehorsames Fürwahrhalten fest formulirter Lehren und Geschichten?

Kurzum, durch ein besseres, reineres Verständnis dessen, was Glaube ist, sind wir gezwungen, gegen die Entscheidung in Sachen Weingarts vor Gott und Menschen zu protestiren. Gern achten wir die Glaubensüberzeugung auch unsrer konser-

*) Sofern eine wirkliche Differenz vorhanden ist, steht der Herausgeber, wie der nächste Artikel zeigt, auf Seiten des Herrn Nobbe. Daß aber auch die Rechtsfrage in unserm Kreise ernst erwogen wird, ist nur in der Ordnung. Eins sind wir alle jedenfalls darin, daß das Recht in Glaubensfragen nicht oberste Instanz sein kann. D H

**) Es ist eine Tendenz vorhanden, durch Unzufriedenheit mit dem Verhalten des Angeklagten und durch Mitleiden mit der heiklen Situation der richtenden Herren sich über die prinzipielle Wichtigkeit des Prozesses hinwegzutäuschen. Selbst in Hannover sollte man über diese persönlichen Stimmungen hinwegkommen. Natürlich hat die Affäre ihre mancherlei Seiten. Aber erst wollen wir uns doch über die große religiöse Frage klar werden, die der Prozeß aufwirft, mit den andern, kirchlichen und persönlichen, werden wir dann leicht fertig werden.

vativsten Brüder. Aber als Geist und Leben muß sie uns entgegentreten. Wahrhaftig, da wollen wir viel ertragen. Wir wollens ertragen, wenn Jemand wie Paulus uns entgegenträte und redete furchtbar strenge Worte wie er: „So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht." Das ist echtes religiöses Pathos! Flucht in Gottes Namen wie Paulus, wenn ihr den Glauben habt wie Paulus, aber bekehrt euch von dieser jammervollen Juristerei!

Denen aber, die ferne stehn und verwundert fragen, ob das — das, was die Erkenntnisse so hinstellen — evangelischer Glaube sei, rufen wir zu: Nein, nein und dreimal nein. Legt die Erkenntnisse bei Seite und nehmt das Neue Testament zur Hand; es wird euch nicht schwer werden zu erkennen, daß der Geist Christi und der von ihm gestifteten Gemeinde nichts gemein hat mit solchen Lehrprozessen.

Um diesen Geist wollen wir werben, ihn uns und unsern Freunden und Feinden erbitten fürs neue Jahr, fürs neue Jahrhundert.*) R

Erinnerung an Siebenbürgen

Eine erhebende Feier, von der bereits in Nr. 43 d. Bl. berichtet worden ist, hat in diesem August in Siebenbürgen, in dem alten Hauptorte der sächsischen Nation Hermannstadt stattgefunden, die Enthüllung des Denkmals für den Sachsenbischof Teutsch, nachdem im Vorjahre zu Kronstadt das Denkmal des sächsischen Reformators Honterus enthüllt worden war. Es sind die beiden einzigen ehernen Denkmäler in sächsischen Städten, das eine ein Denkmal des Begründers des alten national-politisch und religiös-kirchlich streng geschlossenen Sachsenstaates, das andre ein Denkmal des Begründers des heutigen, in einen modernen liberalen Staat eingeschmolzenen Sachsentums, das nur in Kirche und Schule Reste seiner Autonomie bewahrt und, um diese Reste gesammelt, seinen deutschen Kulturcharakter erhalten will. Der Zufall und die nicht wegzuleugnende Rivalität von Kronstadt und Hermanstadt bewirkten, daß beide Denkmäler so dicht hinter einander errichtet wurden. Wie lange vorher keins errichtet worden war, so wird auch lange nachher keins mehr errichtet werden. Aber die Festtage der Enthüllungsfeiern werden auf lange hinaus eine wirksame Herzensstärkung für alle Sachsen bleiben.

In ihrem äußern Verlauf gleicht die Hermannstädter Feier den andern Festen dieser Art. Ihr besondrer Charakter lag nur in der Eigentümlichkeit der feiernden Festgemeinde und in dem großen Gedanken, dem die Festgemeinde dabei mit einer sonst bei Deutschen unerhörten Einmütigkeit huldigte.

Die heutige sächsische lutherische Kirche ist im Grunde nichts Andres als die Nachfolgerin der alten sächsischen Nationsverfassung und der Sachsenbischof nichts Andres als der Ersatz und Nachfolger des Sachsengrafen. Die Vereinigung mit dem aus der großen Revolution hervorgegangnen Staate Ungarn und die Durchführung der modernen Staatsidee und der überall gleichmäßigen Verwaltung hat natürlich die politische Sonderorganisation der sächsischen „Nation" vollständig zerbrochen, sie dem Staate gegenüber zu einzelnen Individuen pulverisirt und diesen höchstens durch die Wahlen zum Parlament und durch die Wahlen der Bürgermeister und Vizegespane die Möglichkeit einer Vertretung ihrer Interessen übrig gelassen, wobei aber die letztere Möglichkeit immer durch die allgemeinen Regeln der ungarischen Staatsverwaltung sehr eingegrenzt und die erstere durch die Geringfügigkeit der Zahl und obendrein durch die Wahlkreisgeometrie fast bedeutungslos geworden ist. Vor allem verschwand naturgemäß das Recht, das bisher den Bestand vornehmlich gesichert hatte, das Recht, auf sächsischem Boden jeden Nichtsachsen vom Grunderwerb auszuschließen. Aber der in Jahrhunderten schwerster Kämpfe zusammengeschmiedete Sondergeist, der zugleich durch das uralte, stolze Bewußtsein um eine der nächsten Umgebung weit überlegene Kultur genährt worden war, zerfiel nicht mit den äußern organisatorischen Formen. Er wollte sich auch unter den veränderten Verhältnissen in neuen Formen behaupten. Unter diesen Umständen ist die einzige nicht-nivellirte Institution, die sächsische Kirche, in die Funktion der Erhaltung und Sammlung sächsischer Eigenart eingetreten, ähnlich wie am lebenden Körper für zerstörte Organe vikarirende Ersatzgebilde einzutreten pflegen. Die Kirche ist die Burg geworden, in die die nationalen Besitztümer geflüchtet wurden, in der sie autonom verwaltet werden können, und von der aus der Erhaltungskampf planmäßig geführt werden kann. Mit Weisheit und Bedacht ist von den letzten kirchlichen Gesetzgebungen ihr Organismus nach allen Seiten diesem Zweck entsprechend ausgebaut worden, und so konnte es kommen, daß einem Kollegen auf die Frage, ob das Fest mehr national oder mehr kirchlich sein werde, die Antwort zu teil wurde: „Das ist bei uns ganz gleich." Die sächsische Kirche ist durch und durch Laien- und Gemeindekirche von völlig demokratischem Charakter, was eine sehr eingreifende und strenge moralische Leitung der Gemeinden durch Pfarrer und Presbyterien durchaus nicht ausschließt. Der tüchtige Pfarrer ist außer dem Seelsorger und Prediger auch noch der Geschäftsführer seiner Gemeinden in allen großen Angelegenheiten. Er baut Sekundärbahnen und kauft die Rumänen aus den Gemeinden heraus. Jedermann empfindet daher, gleichviel wie er sonst religiös denken mag, die Kirche als den Hort und Schutz des Sachsentums. Man sagt „Kirche" und meint das Sachsentum. So kommt es auch, daß man in dieser Kirche sich schwer hütet, die Hand an dogmatische Schwierigkeiten und Fragen zu legen, woraus Risse und Gefahren für das Ganze entstehen könnten. Ein tüchtiger patriarchalischer, frommer und sittlich strenger und dabei allen weltlichen Geschäften sich pflichttreu unterziehender Rationalismus, wie er bei uns am Anfange des Jahrhunderts zum Segen des Volkes herrschte, ist in der Hauptsache die Richtlinie des tüchtigen Geistlichen. Die pietistisch-orthodoxe Restauration, die seit dem Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. die deutschen Kirchen beherrscht, ist dort unbekannt geblieben, und von den schweren Fragen der modernen Theologie- und Religionswissenschaft nimmt man in richtigem Selbsterhaltungstriebe kaum Notiz. Der fromme, Kultur und Religion versöhnende Richard Rothe ist bis heute mit gutem Grund der Normaltheologe der sächsischen Kirche. Seine Ethik liegt dem Religionsunterricht der Gymnasien und dem theologischen Examen als Richtschnur zu Grunde. Andrerseits behalten die natürlich auch dort vorhandnen Gemeindeglieder, die den modernen Gegensatz gegen alles Kirchlich-Christliche teilen, ihre Abweichungen für sich als Gegenstand privater Unterhaltung und ordnen sich dem Interesse des Ganzen unter, an Presbyterien und Kirchenverwaltung sich lebhaft beteiligend, weil sie damit die Moralität des Volkes und die Einheit seines Deutschtums aufrecht erhalten.

Befördert wird diese zentrale Stellung der Kirche durch die dort bis heute festgehaltene Verbindung des niedern und höhern Schulwesens mit der Kirche. Wie überhaupt im allgemeinen die siebenbürgischen Verhältnisse den unsern vor etwa hundert Jahren vielfach gleichen, so hat sich dort die vom Humanismus geschaffene und bei uns erst durch die Verstaatlichung der Schule am Anfang des Jahrhunderts aufgelöste Einheit von Kirche und Schule behauptet. Ueberall steht neben Kirche und Pfarrhaus die oft palastähnliche Schule, ein Wahrzeichen der

*) Ich bin mir wohl bewußt, mit obigem Artikel auch heute noch nicht die eingehende Erörterung des Falles und der Erkenntnisse gegeben zu haben, von der ich in voriger Nummer sprach. Aber dafür kommt mir noch der Waffenstillstand der Weihnachtszeit zu gute, den ich eben dort in Anspruch nahm, denn der Schluß dieser Nummer findet ausnahmsweise am 19. Dezember statt. Es kann nicht anders sein, der Prozeß wird uns noch viel beschäftigen. In aller Liebe auch zu unsern Gegnern, aber in heiligem, unerbittlichem Ernst, wie er der Sache gebührt. Mögen unsre „Laien" das nicht für „Theologengezänk" ansehen. Wir denken wahrlich bei jedem Worte, das wir schreiben, immer vornehmlich an sie!

Es lag uns daran, heute den rein religiösen Glaubensstandpunkt als den obersten Gesichtspunkt in Allem nachdrücklich geltend zu machen. Die andre Hauptfrage, die nach der leiblichen Auferstehung Jesu, behandelt ein Aufsatz von Professor Reischle in Halle, der in nächster Nummer erscheint. Für die Frage nach Recht und Wesen der ganzen disziplinarischen Einrichtung verweisen wir auf einen Aufsatz von Professor Baumgarten in Kiel in dem soeben ausgegebnen neusten Heft der Zeitschrift für praktische Theologie (Heft 1 des Jahrgangs 1900): Der protestantische Lehrprozeß. R

außerordentlichen finanziellen Opfer, die sich der Sachse sein Deutschtum kosten läßt. Die Kirchenbehörde baut, leitet und überwacht die Schulen, und die Pfarrer gelangen alle erst durch die Schulkarriere hindurch in ihre Pfarrhöfe. Nur ist auch diese Einrichtung nicht einfach auf dem alten Stande geblieben, sondern die Kirche hat mit großer Klugheit und Sicherheit das Schulwesen als Hauptstütze ihrer nationalen Wirksamkeit erkannt und dementsprechend mit äußerster Anstrengung auf die Höhe modernster Anforderungen gebracht. Die Schule ist die äußere Umwallung der kirchlichen Hauptfestung, die hinter diesen Wällen das gesamte Volk um die Hauptfestung versammelt. Die Wirkung ist überall erkennbar, ein religiös und sittlich ernster Geist der Erziehung und eine Mäßigung allzuschroffen geistlichen Eifers bei den Pfarrern, die erst in der Schule das Volk außerkirchlich kennen gelernt und an der Wissenschaft sich die ersten Zähne ausgebissen haben.

Neben dem giebt es noch eine Unzahl weiterer Vereine, in denen das Volkstum organisirt ist: Turn- und Gesang-, Landwirtschafts- und Kreditvereine, kirchliche und wissenschaftliche Vereine. Sie alle bilden zusammen eine Verklammerung und Verzahnung des Volksganzen, wie sie fester nicht gedacht werden kann. Die Kreditvereine erhalten den Bauern- und Handwerkerstand und verwenden ihre Ueberschüsse für nationale Zwecke. Die Landwirtschaftsvereine setzen den intensiven Betrieb an Stelle der alten Wechselwirtschaft, regeln gemeinsamen Ankauf und Verkauf und verbinden die Dörfer durch Kleinbahnen. Die wissenschaftlichen Vereine pflegen sächsische Geschichte, Sprachforschung, Poesie und Landeskunde. Jedes Jahr findet an irgend einem Orte das Jahresfest der zusammen feiernden Vereine statt, als eine Art Musterung des Sachsenvolkes. Den gleichartigen Zweck aller dieser Einrichtungen unwillkürlich ausdrückend, nennt man das Fest ohne weiteres den „Verein." Dabei bleibt aber doch die Kirche überall im Mittelpunkt. Nur was mit ihr, der einzigen autonomen Institution, in Verbindung gesetzt wird, ist sicher, nie den sächsischen Zwecken entfremdet und nie durch irgend eine Regierungsverfügung andern Zwecken dienstbar gemacht zu werden. Auch die Ueberschüsse der Kassen werden in irgend einer Form unter ihre Verwaltung und Verwertung gestellt. Sie hat die einzige wirklich feuersichere Kasse.

Möglich ist ein derartiger Zusammenschluß allerdings nur unter den besondern sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen dieser kleinen Welt von 200 000 Menschen. Es ist lediglich ein Volk von Bauern und Bürgern, und das wirtschaftliche Leben vollzieht sich ganz wesentlich im Austausch der Güter vom Lande zur Stadt und von der Stadt zum Lande. Es giebt in dem Kolonistenvolke keinen Adel, keinen Großgrundbesitz, keine Großindustrie, kein Proletariat ländlicher oder industrieller Arbeiter. Die sächsischen Bauern sind freie Bauern und Herren; die Taglöhnerdienste thut der Rumäne und der Szekler. Die einzigen Burgen des Sachsenbodens sind Kirchenburgen und Bauernburgen, wohin man in Angriffsfällen die ganze Habe des Dorfes flüchtete. Ebenso giebt es in den Städten bei den Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Industriellen keine allzugroßen Vermögensdifferenzen und keine Klassenkämpfe. Nicht minder fehlt die Beamtenaristokratie. Lehrer, Aerzte, Pfarrer und die gewählten Beamten gehen aus der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerung hervor und geben ihre Kinder oft wieder dahin zurück. Das nicht gewählte Beamtentum dagegen ist magyarisch. Auf dieser Grundlage beruht eine Gleichartigkeit der Lebensgewohnheiten, eine Uebereinstimmung der moralischen, politischen und sozialen Ansichten, wie sie bei stärker differenzirten Volksorganismen unmöglich ist, eine Aufrechterhaltung strenger alter Sitte auf den Dörfern und honetten Bürgersinns in den Städten, die bei uns der Strom des modernen Lebens längst hinweggespült hat. Freilich fehlt es nicht an Zeichen, daß auf diesen Grundlagen ein günstiges wirtschaftliches Gesamtergebnis nicht leicht zu halten ist, und daß das moderne Leben auch diese Insel mannigfach auflösend bespült. Nicht bloß der starke Unterschied zwischen den wohlhabenden Gemeinden des ehemaligen Sachsenbodens und den armen des ehemaligen Adelsbodens, der in dem frühern Bericht geschildert war, zeigt eine gefährdete Stelle am Organismus der sächsischen Kirche. Der Zollkrieg mit Rumänien und die Reblaus haben einzelnen Landesteilen sehr zugesetzt. Das Vordringen der Rumänen hat manche Gemeinde in schwere Bedrängnis gebracht, und der Abfluß vieler junger Leute, die weder als Beamte noch als Techniker in der Heimat Verwendung finden können, sowie der Militärdienst entzieht viele kostbare Kräfte. Eine elegante moderne Stadt wie Kronstadt entbehrt auch längst nicht mehr eines ausgebildeten Kapitalismus, und die hieraus sich ergebenden sozialen Beziehungen fangen an, den sozialen Zusammenhang der Sachsen zu erschweren. Auch die sonstige deutsche Neigung zur Zwietracht gerade im Angesicht des Feindes ist nicht ganz verschwunden. Aber das Ganze steht doch bis jetzt noch als eine herzerfreuende, gesunde und wackere Einheit da.

Infolge dieser Zustände empfindet sich das Sachsenvolk wie eine große Familie. Alte und Junge, Stadt und Land, alle Stände sind überall beisammen, wo es überhaupt Anlaß zum Zusammenkommen giebt. Das Fest mag führen welchen Titel es wolle, es mag ein Gustav-Adolf-Abend, oder ein Festessen, oder ein Studentenkommers, oder ein Tanzkränzchen der Gymnasiasten, oder ein landwirtschaftliches Vereinsfest sein, immer ist Alles beisammen. Alles ist verwandt oder verschwägert, befreundet oder durch den Beruf in beständiger Berührung. Jedermann spricht das sächsische Platt, wenn es ihm behaglich wird, und mehr, als irgendwo sonst, duzen sich die Menschen.

Alle diese Eigentümlichkeiten des Gesamtzustands, die natürlich erst einem genauern Studium sich klar enthüllen, durchdrangen, gesammelt zur undefinirbaren, gefühlsmäßigen Einheit der Stimmung, das Hermannstädter Fest mit einem ganz eigentümlich traulichen und zugleich ernst-feierlichen Reize. Wohl wollte man sich, wie bei uns, bei einem solchen Fest auch amüsiren und insbesondre feststellen, ob Kronstadt oder Hermannstadt den größern Erfolg habe. Aber trotz Alledem und neben Alledem ging ein heiliger, ruhiger Ernst durch das Fest, ein klares Bewußtsein um die Verdienste des gefeierten Mannes, um die Bedeutung seines Werks für die Erhaltung des Deutschtums und um die Gefahren und Aufgaben der Zukunft. Ernst und schlicht und gerade in dieser herzlichen Einfachheit mächtig ergreifend war die Festpredigt. Wie alte wetterfeste Admiräle marschirten die Pfarrer mit ihren Schiffshüten in die Kirche, still und feierlich Bauern und Bürger hinterher. Wie ein mächtiger Dankpsalm scholl zum Schluß das Tedeum durch die Kirche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Aufblick zu dem ewigen Gott für einen Augenblick überwindend. Ebenso ernst und feierlich war dann die unmittelbar auf den Gottesdienst folgende Enthüllungsfeier. Zwischen Kirche und Gymnasium, den beiden Wahrzeichen sächsischer Autonomie, erhob sich das noch verhüllte Denkmal des Mannes, der vor Allen beide Bollwerke ausgebaut hat; auf den Tribünen ringsum und weiterhin an den Fenstern und auf den Dächern waren Tausende schweigend versammelt: ein traulich enger Platz, in dessen Mitte freier Raum zur Niederlegung der Kränze am Denkmal gelassen war. Die Hülle fiel, und ein schlichtes, ergreifendes Weihegebet des gegenwärtigen Bischofs dankte Gott für alles das, was in diesem Erzbild verkörpert vor den Sachsen stand. Und dann folgte die Niederlegung der Kränze. Alle Vereine, jede Stadt, jedes Dorf hatten Vertreter und Kränze geschickt, die Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen in ihren prächtigen, mannichfaltigen Trachten. Schweigend gingen sie an dem Denkmal vorüber und legten mit ernsten Gesichtern, wie wenn es ein Gottesdienst wäre, am Bilde ihres Bischofs, den sie alle von seinen Visitationen her kannten, ihre Kränze nieder, Kränze von Kornähren, Feldblumen, Linden- und Eichenlaub, neben den Prachtkränzen der Vereine und Städte. Es war ein Anblick von so rührender und echter Feierlichkeit, daß man die Pracht und die Lieblichkeit des farbigen Bildes fast vergaß, und daß man statt der begeisterten Zurufe schweigend zusah, bis das „Nun danket alle Gott" zum Schluß der ergriffnen Stimmung die Zunge löste.

Der bereits mitgeteilte Bericht des rumänischen Telegraful Roman hob besonders diesen Schlußgesang und die begeisterte Beteiligung der deutschen gelehrten Gäste an diesem Gemeindegesang hervor. In der That stimmte jeder von uns

mit besondrer Freude ein, voll Stolz, daß hier feste, opferfreudige deutsche Herzen uns ein Muster nationaler Treue zeigten, und daß eine arbeitsfreudige, mutige Kirche uns hier ein Bild lebendigen Volkschristentums bot. Freilich mag diese Kirche eben deshalb den Forderungen strenger Kirchenmänner nicht genügen, aber für einfach fromm empfindende Menschen war es eine Freude, eine Kirche vor sich zu sehen, die vom ganzen Volk verstanden und geliebt wird, und die zu ihm ernst, einfach und würdig redet ohne die Sprache Kanaans, ohne pfäffischen Dünkel und ohne byzantinische Seitenblicke. Wir durften uns dieser Freude umsomehr hingeben, als wir das Bewußtsein haben durften, durch die große Zahl unsrer Abgeordneten aus dem Reiche auch unsrerseits zu dem Feste beigetragen und die nationale und kirchliche Treue des Mutterlandes bekundet zu haben. Daß die beiden großen kirchlichen Vereine, der Gustav-Adolf-Verein und der Evangelische Bund, ihre Vertreter entsendet hatten, war selbstverständlich. Aber auch von den eingeladnen Universitäten und Akademien waren fünf Universitäten (Berlin, Breslau, Heidelberg, Jena, Kiel) und vier Akademien (darunter die bayrische) persönlich und offiziell vertreten. Rektor und Senat Halle-Wittenberg ließen einen mächtigen Kranz niederlegen, die übrigen telegraphirten sämtlich ihre Glückwünsche. Mit diesen Vertretungen war vollkommen richtig die Natur und die Bedeutung der Beziehungen zum Mutterlande angedeutet. An irgend eine politische Gemeinsamkeit ist nicht zu denken: um so bedeutsamer ist das kirchliche und wissenschaftliche Band. Ist es doch sächsisches Gesetz, daß alle Lehrer und Geistlichen einige Semester in Deutschland studiren müssen, und Sitte, daß sächsische Abgeordnete die großen deutschen kirchlichen Vereinstage besuchen; war doch Teutsch selber jedesmal eine Zierde dieser Vereinstage und ein Mitarbeiter an deutscher Wissenschaft, dem alle Fakultäten außer der medizinischen ihren Ehrendoktor und drei Akademien ihre Mitgliedschaft erteilten. Der unbeschreibliche Jubel, der am Begrüßungsabend die Ansprachen der beiden kirchlichen Vertreter und die in strenger Geschlossenheit wie die Schüsse einer kriegsmäßigen Batterie unmittelbar einander folgenden Ansprachen der sechs Professoren begleitete, zeigte spontan, daß die Entsendung dieser Vertretungen das Richtige getroffen hatte. Sie hob gerade die Beziehungen hervor, die für die Stärkung und Erhaltung des sächsischen Deutschtums die entscheidenden sind und die doch mit irgend einem politischen Eingriff in die treue Zugehörigkeit der Sachsen zum ungarischen Staate gar Nichts zu thun haben. So war es denn auch nur natürlich, daß die Wirksamkeit dieser Vertretungen mit dem offiziellen Feste nicht zu Ende war. Noch lange blieben wir in Hermannstadt in lebendigem Verkehr mit den dort tagenden Mitgliedern des kirchlichen Parlaments, und dann zogen wir, überall die großartige sächsische Gastfreundschaft genießend, von Ort zu Ort die Bahn entlang, die von Hermannstadt nach Kronstadt führt. Als „die predigend Reisenden, Liebe beweisenden“ bezeugten wir in Stadt und Land, in Vereinsversammlungen und in der Kirche, im traulichen Hausgespräch und auf Bergwanderungen, daß die deutsch-evangelische Kirche und die deutsche Wissenschaft der Sachsen nicht vergessen hat und daß die Teilnahme, die ihnen Wattenbach und Heinze erweckt haben, nicht in der Abnahme, sondern in der Zunahme begriffen ist.

Freilich ist nicht zu verschweigen, daß über aller Festfreude doch die bange Sorge um die Zukunft und das Gefühl der schwer lastenden Opfer schwebte. Die Zukunft ist nicht allein von der Uebermacht und Feindseligkeit der Magyaren bedroht. Denn hier wäre an sich wohl denkbar, daß die Magyaren von der Gefühlspolitik, die nur aus gekränktem Stolz die Sonderexistenz einer sich behauptenden deutschen Kultur nicht dulden will, sich zu einer Realpolitik wenden werden, die die politisch ganz ungefährlichen und kulturell äußerst wertvollen Deutschen gegen die politisch höchst gefährlichen und kulturell sehr tief stehenden Rumänen verwendet. Noch wichtiger ist vielmehr die Frage, wie lange die eignen inneren Zustände der Sachsen gegen die Flut modernen Lebens sich behaupten lassen, wie lange sie physisch, finanziell und intellektuell die ungeheuern Leistungen aufbringen können, wie lange die wirklich innerlich religiöse Gesinnung und Liebe zur Kirche vorhält, wie lange dieser geschlossene Körper nicht durch wirtschaftliche neue Probleme und durch Durchsetzung mit fremden Elementen gesprengt wird.

Die Sachsen können sich damit trösten, daß ihre ganze Geschichte ein beständiger Kampf ums Dasein war, daß der, den die Türkennot, die Anarchie und die Revolution nicht umgebracht hat, auch vor dem modernen Leben und den Magyaren nicht vergehen wird. Und sofern in diesem Kampfe die moralische Unterstützung des Mutterlandes für sie von Wert ist, dürfen sie gewiß sein, daß das vorjährige und das diesjährige Fest ihnen von neuem verstärkt unsre Teilnahme zugewandt haben. Mögen immer mehr Deutsche auch durch diese Zeilen sich veranlaßt sehen, das schöne treue Land aufzusuchen, und mögen dann in einem halben Jahrhundert unsre Söhne, wenn sie nach Schäßburg kommen, auf dem Berghäuschen der Villa franca immer noch die Inschrift finden: Hier stirbt der Deutsche nicht.

Troeltsch

Gegen den Strom

Von einem Oesterreicher

Immer offner zeigt sich in evangelischen Kreisen das Bestreben, die antirömische Bewegung in Deutschösterreich zu einer rein kirchlichen, konfessionellen Angelegenheit zu stempeln. Am 26. Oktober dieses Jahres hielt Dr. Hans Schmidt, der von Anfang in der Bewegung gearbeitet hat, in Dresden einen Vortrag, in dem er nach einem Berichte der Ostdeutschen Rundschau Nr. 298 ausführte:

> Nur um die frommen Katholiken, die unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten lediglich um ihr Seelenheil bemüht sind, nur um diese ist es uns zu thun. Schönerer hat zwar die Bewegung zu einer nationalen gestempelt, aber längst ist sie eine rein konfessionelle Angelegenheit geworden.

Aehnliche Aeußerungen finden sich in den meisten Nachrichten über die Bewegung.

Indem man sich so bemüht, das nationale und politische Moment von der Bewegung auszuscheiden, giebt man mittelbar den Gegnern Recht, die ja die Bewegung gerade deshalb als verächtlich und frivol verurteilten, weil sie nicht aus religiösen, sondern nationalen und politischen Beweggründen hervorgegangen sei. Ist aber die Bewegung jetzt eine „rein religiöse,“ ja „rein konfessionelle,“ dann ist schwer zu begreifen, warum sie nicht schon den Beifall des Evangelischen Oberkirchenrats oder eines Johanny, Koch u. A. gefunden hat.

Jene Bemühungen scheinen von der oft gehörten Voraussetzung auszugehn, daß nationale Bestrebungen ein Ausfluß der Unduldsamkeit und des Hasses seien, und daß die Politik nicht zu den reinen, sondern zu den unlautern Gewerben gehöre. Erkennt man aber einmal die sittliche Berechtigung dieser Bestrebungen an, dann ist nicht abzusehen, warum man sie nicht als berechtigte Beweggründe in der Uebertrittsbewegung gelten lassen will.

In der Christlichen Welt hat ja Sulze den Zusammenhang der nationalen und politischen Notstände mit der antirömischen Bewegung gezeichnet, Bonus auf die Unmöglichkeit einer reinlichen Scheidung zwischen rein religiösen und anderweitigen Beweggründen hingewiesen. Der deutsch-österreichische Abgeordnete Dr. Bareuther hat in einem Schreiben an Pfarrer Bräunlich sogar die sittliche Berechtigung der nationalen und politischen Los-von-Rom-Bewegung mit einem zutreffenden Hinweis auf ähnliche Erscheinungen im Zeitalter der Reformation begründet. Aber in weiten evangelischen Kreisen scheint man derartige Erwägungen ängstlich zu vermeiden, und so mag es berechtigt erscheinen, wenn auch aus Oesterreich wieder einmal eine Stimme gegen diese jetzt vorherrschende Meinung zu Worte kommt.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß es uns schon unsre Gegner unmöglich machen würden, umfassend in dieser Bewegung zu arbeiten, ohne dabei die Fragen nach ihrem Wert für das Wohl des Volks und Staats immer wieder zu erörtern.

Unsre Gegner begnügen sich nicht etwa damit, die Bewegung bloß als irreligiös zu bekämpfen, sondern sie versuchen überall den Beweis zu führen, daß die gesamte Reformation auf allen Gebieten des geistigen, des bürgerlichen, des staatlichen Lebens

sich als zerstörende, verderbliche Macht erwiesen habe. (Franz Stauracz in Wien in einer Reihe von Broschüren.) Wie will man nun solchen Argumenten gegenüber die Reformation rechtfertigen, wenn man nationale und politische Erörterungen grundsätzlich ausschließen und sich auf das „rein Religiöse“ beschränken will? Wie will man z. B. auch eine Geschichte der Reformation in Oesterreich schreiben, ohne dabei die politischen Bestrebungen jener Zeit aufs eingehendste zu behandeln? Die Religion ist eben eine Macht, die ihren Einfluß nicht bloß auf das Herz des Einzelnen, sondern auch auf die Gesamtheit, die Volksseele, ausübt.

Ein Doppeltes läßt sich in dieser Sache durch Thatsachen erweisen: einmal, daß die national-politische, antirömische Bewegung viel weitere Kreise erfaßt hat als die kirchliche Uebertrittsbewegung, und zum andern, daß diese letztere auch jetzt nicht frei bleibt von einem national-politischen Einschlag.

Die erste Behauptung stützt sich auf die Erfahrung, daß in allen nationalen Versammlungen der Deutsch-Oesterreicher die Abneigung wie gegen die deutschfeindliche Politik, so überhaupt gegen die ganze undeutsche, unfreie Art der römischen Kirche unzweideutig zum Ausdruck kommt; man kann ruhig sagen, daß seit Kaiser Josephs II. Zeiten jene freiheitliche Richtung, die in der Abhängigkeit von Rom ein Unglück für Oesterreich sah, immer eine ganz bedeutende Zahl von überzeugungstreuen Anhängern unter den österreichischen Katholiken aufzuweisen hatte, ja sogar zeitweilig die Vorherrschaft erlangte. In neuster Zeit ist von Tirol aus der Plan ausgegangen, für diese Richtung einen Sammelpunkt in einem Ulrich Hutten-Bund zu schaffen mit der Aufgabe, für die Befreiung der Geister vom undeutschen, welschen Joch und für die Verbreitung und Vertiefung deutschen Wesens, deutscher Weltanschauung einzutreten. Es wäre aber sehr verkehrt, diese Bewegung deshalb als irreligiös zu bezeichnen, weil sie sich mit der kirchlichen Uebertrittsbewegung nicht ohne weiteres deckt.

Andrerseits konnte man im voraus erwarten, daß jene Persönlichkeiten, die aus nationalen Beweggründen wirklich aus der katholischen Kirche austraten, nunmehr ihre nationale Gesinnung nicht einfach verleugnen würden. Das hat sich z. B. bei der Grundsteinlegung zur evangelischen Kirche in Thurn (am 14. Oktober l. J.) gezeigt, die sich nach dem Bericht der Aussig-Karbitzer Volkszeitung zu einer „deutsch-evangelischen Feier gestaltete, bei der das nationale Element sich ebenbürtig neben das religiöse stellen durfte.“ Auf dem Festplatz war eine Bismarcksäule errichtet, geschmückt mit dem Münzbilde des ehernen Kanzlers; die Rednertribüne war mit einer gewaltigen Umwindung in Schwarz-Rot-Gold versehen.

Sehr bezeichnend für den national-politischen Einschlag der Bewegung ist z. B. die Thatsache, daß in Eger (Böhmen) und Troppau (Schlesien) die Uebertrittsbewegung fast keine Erfolge aufzuweisen hat, obzwar beide Orte zu den „deutschesten“ Städten Oesterreichs gehören. Den Grund aber zu dieser auffallenden Erscheinung findet man — ohne weit fehlzugehn — wohl in dem Umstande, daß in Eger der Superintendent Koch, in Troppau der Superintendent Haase (und dessen Bruder, Martin Haase) als Vertreter der evangelischen Kirche erscheinen, also Männer, die seit langem als offene Gegner, ja als Bekämpfer der nationalen Idee bekannt sind. Die Nationalen hinwiederum begegnen jenen mit dem größten Mißtrauen und zeigen begreiflicherweise wenig Lust, in eine kirchliche Gemeinschaft einzutreten, in der der Einfluß jener Männer vorherrschend ist.

Daß man aber Mühe haben dürfte, selbst die kirchliche Uebertrittsbewegung zu einer „rein konfessionellen Angelegenheit“ zu gestalten, dafür spricht die starke Abneigung, die man in jenen Kreisen den Vertretern eines engherzigen Konfessionalismus entgegenbringt, und die ihren Ausdruck in dem treffenden Urteil jenes Thurner Gemeindeglieds findet: „Wenn Herr Pastor X (der Vertreter des Gotteskastens, der gegen Superintendent Meyer intrigirte) der Repräsentant des Protestantismus ist, dann konnten wir gleich katholisch bleiben.“ Vgl. Chronik 35.

Neue Aufgaben erfordern auch neue Wege; wir vermögen es deshalb nicht gutzuheißen, wenn man sich vielfach so ängstlich besorgt zeigt, die neue Strömung doch gewiß wieder in die alten kirchlichen Bahnen zu leiten. — Es ist in letzter Zeit wiederholt das Wort von der „Germanisirung des Christentums“ laut geworden. Wohlan! in Deutschösterreich ist der geeignete Boden, dieses Wort in die That umzusetzen. Hier haben wir ein Geschlecht, das in vielen seiner Vertreter mit der römischen wie mit der judaisirenden Form des Christentums völlig gebrochen hat, ohne jedoch deswegen, wie der „Unparteiische“ in Nr. 10 der Christlichen Welt meint, seiner religiös-sittlichen Ideale überhaupt verlustig gegangen zu sein. Vielmehr hat es diese Ideale in seiner eignen nationalen Vergangenheit gesucht und gefunden, in den Heldengestalten seiner deutschen Sage und Geschichte, wie sie als Vertreter deutscher Kraft und Heldenstärke, deutscher Wahrhaftigkeit und Treue, deutscher Innerlichkeit und Gemütstiefe, deutscher Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit, deutschen Freiheitsdrangs und Gewissensernstes ihm vor Augen stehn. — Diese nationale Lebensanschauung hat sich ein guter Teil unsers deutschösterreichischen Volks, besonders der akademisch gebildete, angeeignet. Es gilt also, diese Ideale als einen wesentlichen Bestandteil christlicher Gesinnung aufzuweisen, und die Möglichkeit einer Germanisirung des Christentums ist gegeben. Diesem Streben bringen unsre Nationalen ein großes Verständnis entgegen.

Von diesem Standpunkt aus, daß in der Bewegung neue Wege einzuschlagen seien, wird man auch eine Begleiterscheinung der Uebetrittsbewegung beklagen müssen, nämlich den Uebereifer, mit dem sich neugegründete, noch schwache Gemeinden an den Bau von Kirchen wagen. Schon vom materiellen Standpunkt aus muß man bedenklich werden, wenn man z. B. liest, daß eine solche, allerdings frisch aufstrebende Gemeinde in Deutschböhmen um 200000 Mark eine Kirche mit 800 Sitzplätzen bauen will. Wenn viele Gemeinden in gleicher Weise nachfolgen, dann werden nur zu bald die bisher gewährten Hilfsmittel erschöpft sein. Man baue — wie Sulze wiederholt gefordert hat — Gemeindehäuser, und man scheue nicht den Vorwurf, daß diese, wie es mit den alten evangelischen Bethäusern geschah, als „Tempel“ würden verspottet werden. Wer ein Neues wagt, muß auf Spott gefaßt sein, ihn aber auch zu tragen wissen. Sicher ist, daß diese Bauart jedenfalls ein weit geringeres Hindernis für die Bewegung sein wird als die Geldnot, die andernfalls im weitern Verlauf eintreten würde.

Wenn die römische Form des Kirchen- und Christentums mit hierarchisch-engherzigem Kastengeist sich gegen jede Neuerung verschließt, dann muß es uns doch ein ernstes Anliegen sein, unsre evangelische Kirche von diesen Fesseln zu befreien und ihr zu weiterer Entfaltung freie Bahn zu gönnen. Unsre Nationalen betrachten bei aller Wertschätzung für den Protestantismus doch keineswegs das evangelische Kirchentum in seiner jetzigen Form als letztes Endziel aller religiösen Entwicklung, wie dem z. B. Dr. Bareuther in seinem obenerwähnten Briefe Ausdruck giebt:

„Es beruht eben der Protestantismus auf freier Geistesforschung im Gegensatz zu dem Katholizismus. So bedeutet er auch für unser Volk einen nicht hoch genug zu preisenden Fortschritt, wenn auch nicht den letzten auf dem Wege zu einer wahren Volksreligion, die in der freudigen, selbstlosen Aufopferung jedes Einzelnen für die Wohlfahrt seines Volks den nationalsten Ausdruck findet.“

J B

Bemerkungen zu dem Satze Habermanns:

Ich halte dafür, daß der Landpfarrer in der Regel Landwirtschaft treiben sollte. Vgl. Nr. 15, Sp. 348*)

Meine nachfolgenden Bemerkungen bringen meine persönlichen Erfahrungen in dieser Frage. Vor etwa zehn Jahren hätte ich dem Bruder Habermann begeistert zugestimmt, jetzt muß ich ihm widersprechen. Wie das zugegangen, darf ich wohl erzählen.

*) Das ist lange her, für einen modernen Zeitungsleser. Aber jener Artikel Habermanns wird noch in der Erinnerung haften. Daß der Widerspruch so spät kommt, dafür kann der Herr Verfasser nichts.
D H

Als Mann von einigen dreißig Jahren kam ich in ein Dorf als Pfarrer, wo die Landwirtschaft gründlich darniederlag. Das Dorf hatte eine sehr gute natürliche Grundlage, aber es fehlte an Intelligenz, die sie nutzbar machte. Man wirtschaftete wie Vater und Großvater selig. Die Wiesen total versumpft, der Acker so hungrig, daß man Angst hatte von ihm in die Beine gebissen zu werden. Die Viehzucht, eine der besten Rentenquellen für die Landwirtschaft, jämmerlich. Der Ertrag der Ländereien dementsprechend. Die Pfarre besaß anderthalb Bauernhöfe. Aber die große Fläche brachte wenig ein, am wenigsten die große versumpfte Wiesenfläche. Fünfundsiebzig Morgen Moorwiesen! Da mich die Leute der Gemeinde kannten und wußten, daß ich mich viel mit der Landwirtschaft beschäftigte, wählten sie mich. Sie wußten, daß ich mit einer kleinen Wiesenverbesserung großen Erfolg gehabt. Ich ging auch sofort nach allen Regeln der rationellen Landwirtschaft auf Wiese und Feld vor. Aber als **wirklicher** Landwirt, das heißt, ich legte selbst Hand ans Werk. Hätte ich das nicht gethan, ich wäre bankrott geworden. Eine kleine Wirtschaft verträgt keinen Inspektor, sondern will einen Mit-, mehr Vorarbeiter, vor allem wenn es sich, wie bei mir, um die Einführung rationeller Kultur handelt. Ich konnte das, weil ich sämtliche Arbeiten praktisch geübt hatte. Wie manchen Kampf hatte ich beim Pflügen, Säen, Dungstreuen mit meinem Tagelöhner auszukämpfen. Wie genau mußte der Acker, die Wiesen ausgemessen werden, um die Menge des künstlichen Düngers richtig zu verteilen! Wollte ich wirklich Etwas erreichen, so mußte ich eben mein eigner Inspektor und Großknecht sein. Das war ungemütlich, anstrengend, aber nötig. Und vorwärts gings zuerst mit der Meliorirung der Wiesen, dann der Aecker. Schließlich hatte ich etwa siebzig Morgen Wiesen und ebenso viel Acker in Arbeit. Das anfängliche Mißtrauen gegen meine Neuerungen schwand allmählich bei den Gemeindegliedern, ja auch die Frauen söhnten sich mit mir aus, da sie den Erfolg sahen. Sie hatten zuerst tüchtig auf mich gescholten, weil ich die Männer verführte, für Dreck, das heißt künstlichen Dünger, Geld fortzuwerfen. Ganze Wagenladungen solchen Dreckes kamen bald in unser Dorf. Im Männerverein war alle fünf Wochen landwirtschaftlicher Abend, der gut besucht wurde. Eine Frucht solcher Abende war neben manch Anderm die Gründung einer Stiergenossenschaft für die ganze Gemeinde, einer Rindviehversicherung auf reiner Gegenseitigkeit für den ganzen Amtsbezirk. Es war Leben hinein gekommen, es ging vorwärts. — Kalipastor nannte man mich. — Ich lebte mit meiner Gemeinde, weil ich mit ihr arbeitete; man vertraute mir.

Gewiß, dies alles spricht für den Satz Habermanns. Aber die Sache hatte auch eine andre Seite. — Gerade acht Jahre habe ich es ausgehalten, da war mein Körper alle. Ich bekam Nerven, über die ich immer gelacht hatte. Ich, der ich nie gewußt hatte, was Ermüdung war, auch im Feldzuge nicht, wurde müde bei der Arbeit. Die Wirtschaft wurde aufgegeben, ich mußte in eine andre Stellung. Angenehm war das gerade nicht, aber nötig!

Ich hatte eben zwei Berufe, von denen jeder den ganzen Mann forderte, auf mich genommen. Man denke über folgende Tagesordnung für den Sommer nach: Früh um halb sechs heraus, um sechs an die Arbeit bis abends sieben Uhr, in der Ernte bis neun Uhr. Meine Berufsgenossen gingen dann ins Bette, ich aber an mein Stehpult, um — weiter zu arbeiten. Um nicht zu schlafen, wurde ein ff. Kaffee gebraut, wie ich ihn von meinen letzten Semestern her kannte. Hatte man auch nicht allzuviel offizielle Arbeiten, so lebte doch trotz Phosphor und Kali in des Kalipastors Seele der Durst nach einem erfrischenden Trunke von Theologie und etwas Philosophie. Auch sollten Vorträge aller Art gehalten werden. Ich wollte doch auch Pastor bleiben. — Wer hält das aus?

Pastor und Landwirt vertragen sich nicht, das ist für mich Erfahrungssache. Ja, wenn man den schon einen landwirtschaftlichen Pastor nennt, der durch einen Knecht oder Tagelöhner zehn Morgen Acker bestellen läßt, selbst aber nur mit Spazierstock und Glacees seinen Acker besucht — dann stirbt Keiner an der Landwirtschaft, lebt aber auch nicht darin. Ich nenne das eine landwirtschaftliche Näscherei. Ob das aber einen Pastor seiner Gemeinde näher bringt, möchte ich bezweifeln. Was bedeutet denn eigentlich solche Wirtschaft für den Pastor? Hängt vielleicht seine materielle Existenz von seiner Wirtschaft ab? Erst dann stünde er mit seinen Gemeindegliedern in derselben glücklichen und unglücklichen Lage und könnte mit ihnen — fühlen. Den Pastor möchte ich erst kennen lernen, dessen ganze Existenz auf die eigne Wirtschaft gegründet wäre. Das war auch bei mir trotz ziemlicher Wirtschaft nicht der Fall.

Wird mir nicht als einem landwirtschaftlichen Näscher, wenn ich bei einer schlechten Ernte meine Gemeinde ermahnen will, und zwar als Mitleidtragender und Genosse, mit Recht erwidert werden können: Du hast leicht genügsam sein, denn du hast neben deiner Wirtschaftseinnahme noch ganz andre Einnahmen? Dabei will ich gar nicht leugnen, daß solch ein landwirtschaftlicher Pastor sich auch bei zehn Morgen bankrott wirtschaften kann. Es ist das sogar viel leichter, als Mancher sich denkt. Wie viele von den Herren Pastoren kennen denn Etwas von wirklicher Wirtschaft, ja werden es lernen selbst beim besten Willen? Und die Folgen? Es geht ihnen wie den landwirtschaftlichen Gardeoffizieren! Und — sie blamiren sich gründlich vor ihren Gemeindegliedern. Meint man vielleicht, daß das für die Achtung, das Ansehn des Pastors in der Gemeinde günstig ist? Der Landpastor darf Nichts vornehmen, was er nicht besser und wenigstens ebenso gut versteht wie die Gemeindeglieder, sonst geht sein Ansehn in die Brüche. Ich kenne meine Bauersleute gründlich. Manch treffenden Witz habe ich über die landwirtschaftlichen Näscher gehört! Und nun: Behandlung der Arbeiter. Dazu gehört nicht bloß ein gutes Herz, sondern vor allem auch eine genaue Kenntnis aller Arbeiten, die die Arbeiter verrichten sollen. Der Eine verlangt in seiner Unkenntnis zu viel, der andre zu wenig. Beides ist eine Ursache des Zwistes, und — es setzt den Pastor in den Augen seiner Arbeiter herunter, jedweder Respekt geht schließlich verloren. Gerade die Beurteilung landwirtschaftlicher Arbeiten ist schwierig. Das ist wenigstens meine Erfahrung. Darum — Vorsicht! Der gute Wille allein thuts wahrlich nicht.

Damit will ich keineswegs behaupten: der Landpastor darf keine Wirtschaft führen. Ich sehe auf meine landwirtschaftliche Episode mit Freude und innerer Genugthuung zurück. Aber Eines schickt sich nicht für Alle. Das ist das Fehlerhafte an Habermanns Meinung, daß er eine Ausnahme zur Regel machen will. Wenn ein Pastor es versteht, und es ist kein Andrer da, der den Kulturfortschritt fördern könnte, dann in Gottes Namen, wenn auch ein Stücklein Gesundheit und Behagen verloren geht. Ob das aber noch jetzt in vielen Gemeinden nötig ist, bezweifle ich. Oberlin hätte jedenfalls nicht in der bekannten Weise gehandelt, wenn eine andre Persönlichkeit dagewesen wäre. So aber erkannte er es als seine Pflicht. Es giebt viele Wege, auf denen der Pastor seiner Gemeinde zum Segen werden kann, deshalb sind diese Wege noch lange nicht für Alle Pflichtwege. Darauf aber kommts an, wenn ich Regeln geben will wie Habermann. Gewiß, wir sollen alle Oberlins werden, aber im evangelischen, nicht im katholischen Geiste. Das kann aber auch jeder Landpastor, wenn er sonst nicht ein — Jobst ist. Man vertiefe sich einmal in Bücher wie Sohnreys Ländliche Wohlfahrtspflege. Da wird schon ein Jeder Etwas finden, was er wirklich als seine „Pflicht" angreifen und durchzuführen versuchen kann! Und ich glaube, ein Pastor kommt seiner Gemeinde als Leiter einer Darlehnskasse viel näher, schafft viel mehr Segen für sie, als wenn er ein landwirtschaftlicher Näscher ist.

Geradezu verblüffend war für mich die Behauptung Habermanns, daß der Landpastor im Sommer in seinem Amte zu wenig Arbeit haben soll. Ich bin dreiundzwanzig Jahre im Amte, aber diese Erfahrung habe ich noch nicht gemacht. Daß man im Sommer sich mit der Gemeinde nicht in dem Maße beschäftigen kann wie im Winter, gebe ich zu, trotzdem ich schon einige Sommer gehabt, in denen ich tüchtig und schwer zu thun hatte, da in meinen Dörfern (Filialen) Epidemien herrschten. Wenn ich aber als Pastor offiziell Wenig zu thun habe, habe ich dann wirklich als Pastor meiner Gemeinde Nichts zu thun? Ich meine: ein Pastor hat Viel auszugeben, er muß deshalb

auch Viel einnehmen. Also: man nehme im Sommer tüchtig ein, damit man im Winter tüchtig ausgeben kann. Wie oft hört man Pastoren klagen, daß sie leider zu wenig Zeit zum Einnehmen hätten. Und ich meine, man merke es einem Pastor sehr, sehr an bei seinem Ausgeben, wenn er vorher nicht ordentlich eingenommen hat. Hat Jemand zum Beispiel Familienabende, so lassen sich diese Abende doch nicht machen wie beim Bäcker die Semmeln, es gehört doch dazu ein gewisses Sammeln. Jeder Vortragende soll seinen Stoff beherrschen, dazu gehört aber ein — Dienen. Das trifft vor allem zu bei der Leitung von Männervereinen. Wer da ein rechter Speisemeister sein will, muß tüchtig vorarbeiten. Ohne einen festen Plan gehts nicht. Die Speisen wollen sehr peinlich ausgewählt, sehr eben vorbereitet werden. Gerade auf dem Lande ist diese Arbeit sehr schwer. Das ist wenigstens meine Erfahrung. Mir waren Vorträge in meinen Männervereinen im Anfang schwieriger als solche auf Pastoralkonferenzen.

Und nun der Pastor als Theologe! Gewiß, der Betrieb der heutigen wissenschaftlichen Theologie geht ins Ungeheuerliche. Geht er aber nicht bei vielen theologischen Professoren auch sehr in die Tiefe? Muß man denn als Theologe alle Spezialstudien der Herren Wissenschaftler durcharbeiten, um sich als Theologe fühlen zu dürfen? Non multa, sed multum. Ohne ernstes theologisches Studium, soweit es Zeit und Begabung zuläßt, verarmt ein Pastor. Gerade in meiner landwirtschaftlichen Periode habe ich diese Ueberzeugung gewonnen. Mit einem wahren Heißhunger habe ich mich in schönen Sommernächten an die Durcharbeitung von theologischen und philosophischen Problemen gemacht. Es soll ja allerdings auch Theologen geben, die ihre theologische Haferration lediglich aus der Krippe des „geliebten" Reichsboten zu sich nehmen. Ob sie beneidenswert sind? Genügsame Seelen sinds ohne Zweifel. — Ein Pastor, der wirklich Landwirtschaft treibt, hat aber keine Zeit zum Studiren, er verarmt geistig.

Dazu kommt noch folgendes Moment, dessen Schwere ich gehörig gekostet habe. Wir Pastoren haben, Gott sei Dank, zumeist viel Kinder! Die sollen unterrichtet werden — natürlich vom Vater. Da ist es mir denn öfters so gegangen, daß ich meinen lieben Aeltesten im Lateinischen unterrichtete, während ich pflügte. Das ging einfach nicht anders. Wenn die „eigne Tüchtigkeit" angespannt wird, wird sie eben nach landwirtschaftlichen Regeln angespannt. Ja, diene einer nur erst einmal zween Herren, und man kommt zu wundersamen Resultaten.

Auf ein gewiß nicht sehr fern liegendes Resultat möchte ich noch hinweisen. Ich meine: die Verbauerung, die immerhin noch etwas von der geistigen Verarmung Verschiednes ist. Semper aliquid haeret. Ob ich ganz davon verschont geblieben bin, kann ich nicht beurteilen. Geschützt hat mich in etwas davor die Art und Weise, wie ich Landwirtschaft betrieb: als angewandte Wissenschaft. Die landwirtschaftliche Arbeit wurde nicht mein Herr, sondern ich blieb ihr Herr. Beherrschung aller Natur, das war der eigentliche Stimulus, der mich trotz aller Anstrengungen immer wieder an die Arbeit trieb. Zuerst war es die Agrikulturphysik und Chemie, dann die spezifischen Agrarfragen wie: Personal- und Hypothekarkredit, Güterschlächterei, Erbrecht, Rentengüter, Genossenschaft, Arbeiterfrage, Klein- und Großbetrieb u. s. w. Ueber die meisten Gegenstände habe ich auch Vorträge im Landwirtschaftlichen Verein gehalten. In Bezug auf das Verständnis dieser Fragen, die für einen Landpastor äußerst wichtig sind, verdanke ich meiner landwirtschaftlichen Periode sehr viel. Aber dieses Verständnis kann man sich auch als Nichtlandwirt aneignen, wenn man als Pastor offne Augen hat.

Zum Schluß möchte ich noch Etwas aus meiner Erfahrung anführen, was nicht gerade für einen landwirtschaftlichen Betrieb des Pastors spricht. Als ich mich zu meiner jetzigen Bördestelle meldete, sprachen die kleinen Leute ihre große Angst darüber aus, daß ich als früherer Landwirt so und soviel Morgen Pfarracker selbst bewirtschaften würde. Der Acker ist hier knapp. Und oft genug hörte ich auf meiner frühern Stelle in der ersten Zeit: Der Pastor wirtschaftet nur, um die Preise des Pfarrlandes in die Höhe zu treiben. Und in gewisser Weise traf dieser Vorwurf zu, denn als Pfründenabzahler mußte ich auf gute Einnahmen sehen. Und so hat Foerster, wenn er auf die Konkurrenz, die die Pastorenwirtschaft den Gemeindegliedern macht oder machen kann, Recht. Freilich wird dies nur für gewisse Gegenden zutreffen. Man hüte sich vor allem frühen Generalisiren. Deshalb ist der Einwurf Foersters auch nur unter Umständen richtig.

Nach Alledem halte ich den Satz Habermanns für falsch. Der Landpastor hat nicht in der Regel Landwirtschaft zu treiben, sondern nur ausnahmsweise, wenn äußere Umstände und individuelle Begabung zusammentreffen. Die Regel ist für den Landpastor gar keine andre wie für den Stadtpastor: Stelle alle deine Fähigkeiten in den Dienst deiner Gemeinde. Gewiß „Eines schickt sich nicht für Alle." Was man aber thun will, kann und soll, thue man funditus. Der Landpastor sehe zu, daß er bei all seinem Thun an der „Tete der Zivilisation" marschire.

Krüger

Selbstanzeigen

Ueber Offenbarung und Wunder von L. Keßler. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899. 94 S. 2,40 Mk.

Im vorigen Jahre schrieb Professor W. Herrmann in der Christlichen Welt (Nr. 38 Sp. 894 f.): „Es ist ganz richtig, daß wir jedes in der Welt nachweisbare Ereignis notwendig als das gesetzmäßige Ergebnis seiner sich ins Grenzenlose ausbreitenden Umgebung ansehen müssen. Es ist also widersinnig, mit dem katholischen Christentum und der alten Apologetik den Nachweis der Wirklichkeit von Wundern versuchen zu wollen. Trotzdem glauben wir an Wunder, wenn wir überhaupt an den lebendigen, von der Welt unterschiednen Gott glauben. Wenn wir diese beiden Erkenntnisse neben einander festhalten, so kommen wir, wie mir scheint, zu einem viel schärfer ausgeprägten Dualismus, als ihn das katholische Denken jemals erreicht hat. Darin wird Jeder, der das Jenseits der Religion kennt, einen Forschritt zu größerer Klarheit finden."

In diesen Aussprüchen fand ich zu meiner Freude die Grundgedanken meiner obengenannten Schrift wieder, und in engem Anschluß daran kann ich so ziemlich alle ihre mir wichtigsten Aufstellungen hervorheben. Es wird die ausnahmslose Giltigkeit des Kausalitätsgesetzes für jedes „in der Welt nachweisbare Ereignis" unbedingt anerkannt. Es wird damit verzichtet auf jeden „Nachweis der Wirklichkeit von Wundern" nach Art „der alten Apologetik," für die das Wunder ein Eingreifen Gottes in die Naturgesetze ist, während doch bei der Abhängigkeit aller einzelnen Naturgesetze vom Kausalitätsgesetz und Satz vom Grunde solch Eingreifen in die Naturgesetze als ein Eingreifen in die Denkgesetze angesehen werden müßte.

Es wird aber auch — mit demselben Nachdruck, mit dem Herrmann dies thut — die Wahrheit des Wunders als unveräußerlicher Glaubensbesitz in Anspruch genommen und zwar zu Gunsten aller biblischen Wunder, die eben, da keines in den Zusammenhang der Natur sich einfügen läßt, alle von dem einen und gleichen Zusammenhang, dem der Offenbarung als dem „Jenseits der Religion," getragen werden, unbeschadet eines sehr verschiednen Glaubenswertes der einzelnen, der sich schon aus der ganz verschiednen Berücksichtigung durch die Predigt ergiebt. Wie das religiöse Wunder aus dem ursächlichen Naturzusammenhang, so wird auch der Offenbarungsbegriff — in Anbetracht der unlöslichen Beziehung von Ursache und Zweck — aus aller Verbindung mit der Naturzweckmäßigkeit gelöst und Offenbarung auch in der ursprünglichen Form aller Religion, in der Bildlichkeit der Naturreligion nachgewiesen; fordern das doch auch die Ergebnisse der vergleichenden Religionswissenschaft. In Vermeidung einer einseitigen Wertung dieser Ergebnisse wird wieder von der Naturoffenbarung die geschichtlich-sittliche bestimmt abgegrenzt.

Um die „beiden Erkenntnisse," die kausal-wissenschaftliche Welterkenntnis und die wunderbare, religiös-sittliche Gotteserkenntnis, „nebeneinander festhalten" zu können, bedurfte es einer Auseinandersetzung mit der herrschenden Erkenntnistheorie, die den Erkenntnisbegriff ausschließlich für das Denken nach dem Satz vom Grunde in Anspruch nimmt. So ist denn in der obigen Schrift auch noch hingewiesen auf ein andres „Maß," eine andre „Regel" für das religiöse Erkennen, als der „wissenschaftlich unanfechtbare" Satz vom Grunde bietet. Bei der Einheit von „Gedankenbildung" und Sprache muß diese „Regel der religiösen Gedankenbildung" sich vor allem an der Eigentümlichkeit der religiösen Redeweise ausweisen. Als solche Eigentümlichkeit wird ausführlich ein zeit- und raumloses Ineinssetzen der Gläubigen mit Christo und in Ihm zugleich mit Gott und untereinander (Joh. 14, 20) nachgewiesen, worauf auch alle Predigt über die Wunder, all ihre gläubige Aneignung beruht. Es zeigt sich, daß mit diesem Ineinssetzen, dem das räumlich und zeitlich bedingte Denken nach dem Satz vom Grunde widerspricht, das einfachste, grundlegende Denkgesetz, das der Identität übereinkommt.

Wohl hat es für Luther die moderne Wunderfrage nicht gegeben; aber in seiner Lehre von dem Glauben, der selig macht ohne Gesetzeswerk, ist eine Lehre beschlossen vom Wunder, das Wahrheit ist, unabhängig von der Gesetzeswirklichkeit der Natur.

Neu-Torney L. Keßler

Albrecht Ritschl und seine Schüler im Verhältnis zur Theologie, zur Philosophie und zur Frömmigkeit unsrer Zeit dargestellt und beurteilt von Johannes Wendland, Hilfsprediger am Kgl. Predigerseminar zu Wittenberg. — Berlin, Georg Reimer, 1899. X und 135 S. 2,80 Mk.

Obwohl selbst ein Leser und Freund der Christlichen Welt, und obgleich ich von Ritschl und seinen Schülern gelernt zu haben bekenne, bin ich doch in meiner Schrift in vielen Punkten als Gegner Ritschls aufgetreten. Gegenüber der Unterschätzung Schleiermachers durch Ritschl und der Geringschätzung der auf Schleiermachers Bahnen weiter bauenden liberalen Theologie habe ich diese in Schutz genommen und die Gegensätze zwischen Ritschl und den modernen Liberalen für geringfügiger erklärt, als sie bei Ritschl und bei Herrmann erscheinen. Gegenüber der starken Betonung des Begriffs der Offenbarung in der Ritschlschen Theologie habe ich hervorgehoben, daß die Frage nach der Vergewisserung der Offenbarung bei den Ritschlianern ebenso wie bei den Liberalen auf die subjektive religiöse Erfahrung als das letzte Gewißheitsprinzip zurückführt. Während Ecke in seinem lehrreichen Buch über die theologische Schule A. Ritschls (vgl. Christl. Welt 1897, Sp. 869 ff.) die Verbindungslinien der Ritschlschen Schule mit der positiven Theologie zieht, habe ich die Berührungspunkte Ritschls und seiner Schüler mit der liberalen Theologie hervorgehoben. Wie schon von Andern (Pfleiderer, Harnack) bemerkt ist, war es eine Selbsttäuschung Ritschls, daß sein System sich im wesentlichen mit der biblischen Lehre decke. Dasselbe gilt aber auch von der Stellung Ritschls zu den Reformatoren. Ritschl hat mit genialer Einseitigkeit die religiöse Stimmung aus den Paulusbriefen und den Schriften der Reformatoren herausempfunden und sich assimilirt, die seiner eigenartigen kraftvollen Natur entsprach. Aus diesem individuellen Element erklärt sich im letzten Grunde seine Theologie: im Gegensatz zu einem weichlichen, gefühligen Pietismus ist es eine kernige, männliche Frömmigkeit, die in treuer Berufserfüllung, Gottvertrauen und Geduld im Leiden lebt. Besonders aber spricht sich darin die Kraftnatur Ritschls aus, daß die Religion nach ihm den letzten Zweck hat, dem Menschen eine über die Welt und ihre Uebel erhabne Herrscherstellung zu verschaffen und so das religiöse Selbstgefühl zu begründen. Diese eigenartige Religiosität Ritschls finde ich am markantesten bei Arthur Bonus wieder. Dieser Religionsbegriff Ritschls, in dem Weltüberwindung und Selbstgefühl stark hervortreten, zieht sich durch sein ganzes System hindurch.

Wenn so das eigenartige Frömmigkeitsideal Ritschls den letzten Erklärungsgrund für seine Theologie bildet, so liegt die zweite Eigentümlichkeit in seiner Stellung zur Philosophie. Hier habe ich Ritschls Theologie im Zusammenhang mit der empiristischen, besonders neukantischen Richtung zu begreifen gesucht, die eine berechtigte, wenn auch wiederum übertriebne Reaktion gegen die hochfliegende spekulative Philosophie und Theologie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bildete. Die praktische Haltung der Theologie Ritschls, die sich streng an die religiöse Erfahrung hält und nur diese zu deuten sucht, ist ihr Vorzug. Trotzdem habe ich die scharfe Entgegensetzung von religiösem und theoretischem Erkennen, von Religion und Metaphysik bekämpft. Ich habe vielmehr einer gegenseitigen Durchdringung und Befruchtung von theoretischer und praktischer Vernunft das Wort geredet, wie sie auch von Philosophen wie Lotze und Wundt gefordert wird. Demgemäß habe ich auch in dem neuern Streit über die Begründung des Glaubens auf den geschichtlichen Christus den Glauben an Christus nicht in Gegensatz zu einer streng wissenschaftlichen Geschichtsforschung über ihn stellen können.

Wittenberg — Wendland

Schriften von Professor D. Eberhard Nestle in Maulbronn.

1. Marginalien und Materialien 1893, enthaltend unter anderm: a) die dem Epiphanius zugeschriebnen Vitae Prophetarum in doppelter griechischer Rezension. 83 S. — b) Nigri, Böhm und Pellikan. Ein Beitrag zur Anfangsgeschichte des hebräischen Sprachstudiums. — c) Bengel als Gelehrter. Ein Bild für unsre Tage 143 S. — d) Ein Jubiläum der lateinischen Bibel. Zum 9. November 1892. 27 S. Im Selbstverlag 6 Mk.
2. De sancta cruce. Ein Beitrag zur christlichen Legendengeschichte. 1889. VIII, 128 S. Desgl. 1 Mk.
3. Philologica sacra. Bemerkungen über die Urgestalt der Evangelien und Apostelgeschichte. 1896. 59 S. Desgl. 1 Mk.
4. Septuagintastudien III. Programm des Königl. Württembergischen Evangelisch-Theologischen Seminars Maulbronn. 1899. 35 S. 4°. 1 Mk.
5. Einführung in das Griechische Neue Testament. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 10 Handschriftentafeln. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899. 288 S. 4,40 Mk.

1. Angesichts der hohen Preise, die deutsche Verleger für theologisch-wissenschaftliche Werke anzusetzen pflegen, wollte ich den Versuch machen, ob es bei den erleichterten Verkehrsverhältnissen der Neuzeit nicht auf dem Wege des Selbstverlags billiger gehe. Ich druckte also auf eigne Kosten und bot z. B. meine Marginalien zu sechs Mark aus, ehe sie durch den Kommissionsverlag nur noch um den erhöhten Preis von zehn Mark zu haben waren. Die Erfahrungen waren durchaus entmutigend. Nicht bloß daß ich nicht auf meine Kosten kam; eine schlimmere Folge war die, daß meine Arbeiten nicht bekannt wurden. Beispielsweise wurden eine ganze Reihe Unrichtigkeiten der Protestantischen Realencyklopädie, die ich in meiner Arbeit über Bengel 1893 richtig gestellt hatte, 1897 in der gegenwärtig erscheinenden dritten Auflage der genannten Encyklopädie wiederholt. Der Herausgeber, der selbst den betreffenden Artikel revidirte, hatte, wie er mir nachher schrieb, die seit der zweiten Auflage erschienenen Jahrgänge von Hinrichs' Theologischem Bücherverzeichnis nach neuern Arbeiten über Bengel durchgesehen; aber meine Arbeit über ihn, die einzige wissenschaftliche aus diesem Zeitraum, war nicht darin zu finden. So sind mir von den in nur 200 Exemplaren gedruckten Marginalien, von den in 300 Exemplaren hergestellten Sonderdrucken der Arbeit über Bengel, von den 100 Sonderdrucken des Epiphanius eine ganze Anzahl liegen geblieben.

2/3. Zwei andre Arbeiten (De sancta cruce und Philologica sacra), die ich so in Verlag gegeben hatte, daß ein etwaiger Reingewinn geteilt werden sollte, habe ich, noch ehe dieser Fall eintrat, gegen Erstattung sämtlicher Unkosten zurückgekauft, weil ich mit einem Verleger nichts mehr zu thun haben wollte, der neben meine bei ihm in zweiter Auflage und in englischer Uebersetzung erschienene syrische Grammatik eine Parallelarbeit setzte, ohne mir auch nur die geringste Mitteilung zu machen.

Aus diesem Anlaß biete ich jetzt diese Schriften zu den oben zu ersehenden, zum Teil bedeutend herabgesetzten Preisen aus. Ich glaube sagen zu können, daß mit ihnen auch jetzt noch einem angehenden strebsamen Theologen ein Dienst gethan und eine Freude gemacht werden kann, wenn sie ihm Jemand schenken wollte.

4. In dem Programm des Seminars Maulbronn, das von der Bibliothek des Seminars um 1 Mk. bezogen werden kann, führe ich den Nachweis, daß das Gebet Manasses eigentlich erst durch Luther Stellung und Rang eines biblischen Buchs erhalten hat und seinem griechischen Texte nach aus den Apostolischen Konstitutionen, vielmehr aus deren Vorlage, der Didaskalia, stammt, und daß beim Buch Tobias nicht der Text des Codex Alexandrinus, der der Uebersetzung in dem Kautzschschen Apokryphenwerk zu Grunde liegt, sondern der Text des Codex Sinaiticus dem semitischen Original zunächst steht.

5. Daß meine „Einführung" schon in zweiter Auflage erscheinen konnte, ist gewiß zum Teil der freundlichen Empfehlung zu danken, die ihr in diesem Blatt von Deißmann (1897, 89) bei ihrem ersten Erscheinen mit auf den Weg gegeben wurde. Die neue Auflage hat fast den dreifachen Umfang der ersten; trotzdem wurde der Preis nur wenig erhöht.

Maulbronn — Eberhard Nestle

Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen. Von Heinrich Romundt, Dr. phil. Leipzig, C. G. Naumann. VIII und 129 Seiten.

Dieses Buch ist schon vor einigen Jahren erschienen, hat aber mit Vorurteilen zu kämpfen gehabt, die ihm sein Haupttitel zugezogen hat. Man hat in dem Buche Spiritismus vermutet. Das „Band der Geister" ist aber etwas völlig Unspiritistisches, nämlich die — Geographie.

Diese in ihrem neuern umfassenden Sinne ein Band der Wissenschaften zu nennen wird Niemand Bedenken tragen. Darüber hinaus ein Band der Geister heißt mir die Geographie, weil an ihr Menschen der verschiedensten Stände auch über die Lehrjahre der Schule hinaus regen Anteil zu nehmen pflegen. Darauf stützt sich die Hoffnung, daß solche Teilnahme auch dem auf Geographie Gegründeten nicht fehlen werde. Denn auf Erweiterung der Geographie zu einem allumfassenden theoretisch-praktischen Lehrgebäude geht die Absicht des Buches. Hierauf deutet der Nebentitel „Entwurf einer Philosophie" hin.

Wie wird nun solche Erweiterung zustande gebracht? Davon mag hier nur so viel gesagt werden, daß zu diesem Zweck vorher ein Materialismus aufgehoben werden muß, der von mir der Geographie, und zwar der neuern gar nicht weniger als je einer frühern, S. 25 f. nachgesagt wird. Die Erdkunde, heißt es hier, fasse als ein bloßes Erfahrungswissen den Menschen leicht wesentlich, wenn nicht ausschließlich, als ein durch allerlei Materielles, durch Wasser, Erde, Luft und was sonst noch bedingtes Wesen, als einen bloßen Erdensohn auf. Das Mittel der Beseitigung dieses Mangels aber wird in der Besinnung auf die Kantische Kritik gefunden, zu deren Darstellung in einer neuen Form die von Kant selbst sehr geschätzte und gepflegte Geographie nun den Eingang bildet.

Von bekannten Geographen ist bereits der Gedanke, die Geographie in den Dienst, wie es hieß, etwas transzendenter Betrachtungen zu stellen und Kants Stellung zur Geographie zu seiner eigentlichen Lebensthat in engere Beziehung zu setzen, als ein sehr anregender begrüßt worden.

Blasewitz — H. Romundt

Verschiedenes

Noch einmal Krogh-Tonning. Vor neun Jahren wurden die frappirenden Aeußerungen Bickells über die Stellung Vilmars zur römisch-katholischen Kirche und seine Unterredung mit dem Jesuiten Fürst Gagarin unter der Ueberschrift „Vilmar ein halber Konvertit?" in der Christlichen Welt (Jahrgang 1890 Nr. 33 Sp. 782) mitgeteilt. Aber die Hoffnung, daß einer der Schüler und Freunde dieses Theologen die erbetene und dringend wünschenswerte Aufklärung über den mysteriösen Vorfall bringen würde, hat sich bis jetzt bedauerlicherweise

nicht erfüllt, und noch immer können wir gegenüber jenem peinlichen Bericht uns auf kein Gegenzeugnis berufen.

Der lebende Norweger Krogh-Tonning erregt offenbar mehr Interesse als der verstorbne Hesse. Denn die Bitte um Auskunft, mit dem wir den kleinen Artikel: „Ein evangelischer Pfarrer und Universitätsprofessor auf dem Wege nach Rom?" vor einigen Monaten in Nr. 25 schlossen, hat uns eine ganze Reihe von freundlichen Mitteilungen aus verschiednen Ländern und Orten eingetragen. Auf Grund dieser Nachrichten läßt sich nunmehr die erfreuliche Thatsache konstatiren, daß Krogh-Tonning mit seiner romanisirenden Richtung innerhalb der norwegischen Kirche eine ganz isolirte Stellung eingenommen und inzwischen auf das Amt eines evangelischen Pfarrers freiwillig verzichtet hat. Zugleich wurde übereinstimmend berichtet, daß Krogh-Tonning niemals im Besitz einer Professur der Theologie an der Universität Christiania gewesen ist. Wir begnügen uns mit dieser Feststellung und wollen nicht untersuchen, wer für die Irreführung des deutschen Publikums durch die in Nr. 25 gekennzeichnete Schrift die Verantwortung trägt, der Verfasser, der Uebersetzer oder der Verlag der Germania. Carl Mirbt

Die Feuerbestattung in der Hannoverschen Landessynode. Man schreibt uns aus Hannover:

Am 4. Dezember d. J. beriet die hannoversche Landessynode über das Verhalten der Kirche bei Leichen, die zur Feuerbestattung bestimmt sind. Diese Verhandlungen waren hervorgerufen durch eine Petition aus Goslar, worin die Zurücknahme der Konsistorialverfügung vom 16. Juli 1897 erbeten war. Leider sind in der Synode von den Gegnern die in der Petition geltend gemachten kirchlichen Gesichtspunkte, sowie die sittlichen und religiösen Bedenken gegen die Verfügung nicht im mindesten gewürdigt worden. Die allermeisten der Unterzeichner sind keine Freunde der Feuerbestattung, aber sie wollen insgesamt, daß in unsrer Kirche die christliche Liebe und die evangelische Freiheit gewahrt bleibe in einer Sache, die unsern Glauben und unsre Hoffnung nicht berührt. Man hat in der Synode große Reden gehalten über die Schönheit und Tiefe des jetzigen Bestattungsmodus, die von Niemandem angezweifelt war. Es ist ein betrübendes Armutszeugnis für unsre Kirche, daß die leitenden Persönlichkeiten scheinbar gar nicht verstehen, um was es sich da handelt. Aber geradezu eine Empörung hat es hervorgerufen, als es bekannt wurde, daß Abt Uhlhorn sich geäußert habe, der Geistliche müsse sich bei einer Feuerbestattung auf ganz allgemeine Gedanken beschränken: die christlichen Gedanken über Sterben und Auferstehen könne er da nicht zur Geltung bringen. Eine solche Aeußerung ist für unser christliches Empfinden einfach unverständlich; denn wenn sie wahr wäre, dann richtete sich eben die Feuerbestattung gegen unsern Glauben, was doch selbst von dem Konsistorialpräsidenten Voigts verneint worden ist.

Und trotz dem allem haben wir über den Gang der Verhandlung auch Freude empfunden, nicht nur deshalb, weil der Pastor Chappuzeau wie der Stadtdirektor Tramm aus Hannover mit herzerfrischender Wärme und Klarheit den evangelischen Standpunkt zur Geltung brachten, sondern vor allem auch deshalb, weil die unterliegende Minderheit beinahe die siegende Mehrheit erreichte. Das ist ein Ereignis in einer hannoverschen Landessynode! Wir haben daraus erkannt, daß es Gott sei Dank vorwärts geht; und wir leben deshalb trotz allem der Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wo auch unsre Kirchenregierung der evangelischen Liebe und Freiheit die Thore öffnen wird. Wenn es allerdings dahin kommen soll, dann müssen die Gemeinden sich rühren, dann dürfen insonderheit die Gebildeten aller Stände nicht länger teilnahmlos zur Seite stehen, wo es sich um kirchliche Angelegenheiten handelt. Es ist sehr leicht, aber auch sehr wohlfeil, nachträglich an allen möglichen Einrichtungen der Kirche herumzukritisiren; aber es sollte vielmehr die Pflicht jedes evangelischen Mannes sein, durch persönliche Teilnahme und Mitarbeit an den Aufgaben der Kirche mit dahin zu wirken, daß es besser wird.

Nachwort zu unsern Artikeln über die Bewegung in Oesterreich. Wir haben die mannichfaltigsten und jeweilen auch widersprechende Stimmen über die österreichische Bewegung zu Worte kommen lassen. So werden wir es auch künftig halten. Unser Interesse an der Sache ist groß. Als den schönsten und gewissesten Ertrag der bisherigen Entwickelung darf man feststellen, daß Oesterreich für die Geschichte des deutschen Protestantismus neu gewonnen ist. Das ist ein Ereignis von herzerhebendem, viel Hoffnung weckendem Inhalt. Wenn inzwischen einmal in diesem Blatte davon die Rede gewesen ist, daß die Bewegung zum Stillstand gekommen sei, so hat nicht einmal der Schreiber des Wortes selbst damit etwas Entmutigendes sagen wollen. Er gehört nur zu denen, die den Dingen einen nicht allzu raschen und lärmenden Verlauf wünschen, und begrüßt insofern im Interesse des hohen Zieles eine etwaige Verlangsamung des Tempos der Uebertritte. Aber darüber kann man ja verschiedner Meinung sein. Was sollte uns mehr am Herzen liegen, als daß es irgendwie vorangeht? Und wozu möchten wir lieber helfen, als daß die Evangelischen im Reich in dieser gesegneten Stunde nicht versagen? R

Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte heißt der Titel eines beachtenswerten Buches vom Gymnasialdirektor M. Evers in Barmen (Berlin, Weidmann, 1898; 240 Seiten; 5,60 Mk.), das wir in erster Linie den Lehrern an höhern Schulen und den theologischen Schulinspektoren empfehlen. Der eigentliche Inhalt des Werkes ergiebt sich aus dem Nebentitel: „Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart." Der dritte Titel: „Eine Pädagogik des Kampfes" ist darnach etwas weit und insofern irreführend, als das Buch bei seinen durchaus ruhigen, abwägenden, vermittelnden Erörterungen mit demselben Rechte eine „Pädagogik des Friedens" genannt werden könnte. Die ganze Art der Darstellung gemahnt weniger an einen Kampf als an einen Gang durch ein Zeughaus oder an eine Truppenschau. In der That ist es eine Truppenschau auf dem Gebiete des höhern Schulwesens, und zwar mit wesentlicher Zustimmung zu der Entwicklung, die das höhere Schulwesen in Preußen im Laufe der letzten Zeit genommen hat. In dieser Hinsicht werden auch sachverständige Leser vielleicht doch hie und da ihr Fragezeichen machen. Das Buch ist aus einem Referat erwachsen, das auf der sechsten Rheinischen Direktorenversammlung 1896 gehalten ist. Als Bericht und als Grundlage für allerlei Diskussionen ist es vortrefflich. Aber gerade deshalb hat es einige Eigenschaften, die es zu einer zusammenhängenden Lektüre für weitere Kreise des gebildeten Publikums weniger geeignet machen. Vor allem macht sich in der Darstellung der äußere Schematismus der Einteilung etwas aufdringlich geltend: es ist, als ob bei einem fertigen Hause das Baugerüst stehen geblieben wäre. Gerade, weil wir hoffen und erwarten, daß Evers' Buch noch mehrere Auflagen erlebt, sprechen wir den Wunsch aus, daß es schon bei der zweiten Auflage in der Form gründlich umgearbeitet werde: die Einteilung muß revidirt, eine Anzahl unnötiger Wiederholungen dadurch beseitigt, der Schematismus auf das Register beschränkt, die allzugroße Unruhe des verschiedenartigen Druckes vermieden werden. Manche nebensächliche Bemerkung und manches der trefflichen Zitate könnten in Anmerkungen an den Schluß verwiesen werden. Ich gestehe, daß ich diejenigen Abschnitte des Werkes bei weitem am liebsten gelesen habe, wo der Verfasser, wie in der Einleitung, unbeirrt durch Rücksichten auf andre Bücher oder auf Vollständigkeit, frei dem eignen Genius folgt. Da merkt man den Geist, die Kraft und die Gewandtheit des Verfassers und seine hervorragende Begabung als Schriftsteller und als Pädagoge. Daß der Kampf, den er führt gegen die mancherlei Jugendgefahren der Gegenwart, auch unser Kampf, und daß das Ideal, für das er mit der Vollkraft der Ueberzeugung eintritt, die christliche Welt ist, soll noch besonders hervorgehoben werden; ebenso, daß er mit großer Umsicht wohl sämtliche Jugendgefahren der Gegenwart, mit denen die Erziehung und das Schulwesen rechnen muß, nebst ihren Ursachen und Gründen und der notwendigen Gegenwehr beleuchtet hat. Der Gegenstand seiner Erörterungen ist ja einer der allerwichtigsten; und jeder, der an ihm Interesse hat, wird in Evers' Buch manche Anregung finden. W Bornemann

Kleine Mitteilungen der Redaktion. Unerfüllte Vorsätze bedeutet für die Redaktion ganz insbesondre diese letzte Nummer des Jahres. Es sollte noch so viel erledigt, Versprechungen ins rechte Licht gesetzt, Angefochtenes vertreten oder berichtigt werden. Nun fehlt zu dem Allen der Raum. Erwähnt soll nur das werden, daß der in Aussicht gestellte Aufsatz von Professor Gottschick über die christliche Moral und die Politik im Januar jedenfalls erscheinen wird. Und daß Nr. 2 eine Fortsetzung von Professor Harnacks Artikel „Als die Zeit erfüllet war" in Nr. 51 bringen wird.

Für alle freundliche Geduld und Unterstützung danken wir herzlich beiden, Lesern wie Mitarbeitern. Besteller hatten wir am 31. Dezember v. J. 4201, heute am 19. Dezember 4422. Der Zuwachs kommt hauptsächlich auf das ablaufende letzte Quartal. Im Jahr der Jahrhundertwende wollen wir besondre Anstrengungen machen, unser Bestes zu leisten. So wolle man uns auch beim bevorstehenden Jahreswechsel im Werben neuer Freunde besonders unterstützen.

1900 Nr. 1 bitten wir als Probenummer zu verlangen.

Einige Manuskripte konnten nicht zurückgesandt werden, weil die Adresse der Verfasser abhanden kam. Man sollte sie immer auch auf das Manuskript selbst schreiben. Im übrigen sind wir, so leid es uns thut, nicht imstande, die Masse der Manuskripte so bald zu erledigen, wie es auch uns wünschenswert wäre. Aber wir werden darauf bedacht sein, darin Wandel zu schaffen. Gott befohlen! R

Jahres-Schluß

Es sprach der Herr zu meiner Seele:

„Ich hab dich, mein Geschöpf, gemessen
Mit meinem Maß und fand dich klein!
Als Schwächling kriechet hin am Boden,
Was auf zum Lichte Stamm und Krone
Als starker Baum erheben sollt!"

Ich sprach zum Herren meiner Seele:

Was ist dein Maß, daß ichs erkenne,
Womit du missest dein Geschöpf? —

„Du kennst mein Maß! Ich ließ dirs zeigen
Und ließ dirs brennen im Gewissen,
Wenn du Ihn sahst. Mein Maß ist Er!"

Und meine Seele sprach voll Thränen:

Dein Maß ist recht! Denn du bist heilig,
Und heilig ist allein der Christ . . .
Verwirf mich nicht! Mit seinem Geiste
Erfrische mir die matte Seele! . .
Noch einmal thus! O Gott, ich will!

Fritz Philippi

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu das Jahresregister mit Anzeigenteil auf der letzten Seite